

Erkennen, was die Rettung ist

– Christa Reinig im Gespräch mit Marie-Luise Gansberg und Mechthild Beerlage. –

Vorwort

Die literarische Spielfigur „Christa Reinig“ kennt einen schlimmen Traum, der wiederkehrt:

Ich bin die Hexe, die unten steht und auf die Fragen des Inquisitors (oder modernerweise der Inquisitorin) antworten muß. Es ist ein Zwang. Ich kann keine Fragen stellen, aber ich muß immer Rede stehen, selbst wenn ich der einzige Mensch in der Wüste bin, würde ich in die Leere des Weltalls hinein antworten.

So steht es in ihrem letzten Roman *Die Frau im Brunnen* aus dem Jahre 1984.

Als Anfang September 1985 zwei Literaturwissenschaftlerinnen aus Marburg mit dem Kassettenrecorder anrückten, wurde für Christa Reinig der fiktionale Alptraum zur Realität. Die beiden Frauen, Professorin die eine, Studentin die andere, schrieben an Untersuchungen über Reinig und erwarteten von ihrer Autorin umfassende Auskunft über Leben und Werk. Sie fragten drei Nachmittage lang, dann waren drei Kassetten à neunzig Minuten mit Fragen und Antworten gefüllt.

Christa Reinig stellte sich der Befragung. Wir merkten allerdings bald: Sie war nicht begeistert, verhielt sich aber professionell und diszipliniert, wie es ihrem preußischen Charakter entspricht.

Die Reinig-Kommentare, die uns nach der Abreise um die Ohren gehauen wurden, waren saftig. „Ihr habt mich zum Objekt gemacht“; „Ich werde nie wieder ein Interview geben!“; „So muß einer Unschuldigen zumute sein, die vor dem Staatsanwalt steht.“ Sie hatte das Interview als Verhör erlebt. Es erfolgte die Transkription der Ton-Kassetten. „Du kennst doch *Citizen Kane* von Orson Welles?“ fragte mich Christa Reinig. „Diese Kane-Gedächtnis-Bibliothek mit dem großen Tresor - in so was gehören diese Interviews!“ Top Secret.

Einverstanden. Ich freilich hatte schon angefangen zu drängeln. Die Substanz der Aussagen beeindruckte mich so stark, daß ich zur Veröffentlichung riet. Damit schien es nun nichts zu werden. War es auch bei ihr Einsicht in die Substanz des Textes, war es die Ergänzungsbedürftigkeit der gesprochenen Antworten? Plötzlich wurde Christa Reinig verführt und herausgefordert. In wenigen Wochen überarbeitete sie den gesamten Text.

Sie, die sich von uns wissenschaftlichen Quälgeistern zum Objekt gemacht fühlte, vollzog nun einen Positionswechsel, der zugleich eine Annäherung war. Bei der Text-Revision überließ sie sich noch einmal der Erinnerung, machte nun sich selbst zum Objekt.

Die gesprochene Fassung des Interviews ist unter dem Zeitdruck des laufenden Kassettenrecorders entstanden und formuliert. Zudem ist Christa Reinig ein stark mimischer, gestischer Mensch. Der Aussagekern war fast immer klar und eindeutig, die Formulierung aber oft tastend, unsicher, unscharf. Es wurde ins „off“ gesprochen. Es gab zahllose Wiederholungen, viele Sätze waren nicht zu Ende formuliert. Die Sprech-Fassung ist sehr spontan, oft drastisch und hart.

Der neue Text, der hier im Druck vorliegt, läßt, bis auf wenige gestrichene Passagen, die Substanz der Aussage unangetastet. Er ist jedoch durchgängig stilistisch überformt, inhaltlich angereichert, präzisiert, verdeutlicht. Manches ist neu hinzugekommen. So liest sich etwa die Bildbeschreibung des tibetischen Thangka zugleich fast wie ein Abriß der buddhistischen Lehre, wie ein kleiner Essay über Buddhismus. Die Gespräche mit Christa Reinig erweisen sich als Dokument zur Literatur- und Zeitgeschichte des 20.

Jahrhunderts, als Werkstattbericht, als Kommentar zur eigenen Produktion und zu den Werken anderer Schriftsteller/innen. Und sie geben zugleich Blicke frei auf das Leben einer Person, die weiblich ist, aus dem Proletariat stammt, eine bedeutende Schriftstellerin ist, die sich herausnimmt, Frauen statt Männer zu lieben, und schließlich auch noch dem radikalen Flügel der Frauenbewegung angehört. Fünf Gründe, um vom Patriarchat in die Pflicht genommen, bestraft zu werden. „Wir Frauen sind die Daneben“, formuliert sie einmal.

Handelt es sich bei diesen Gesprächen immer um authentisches Material für die Literaturgeschichte? Wie steht es um die Dialektik von Dichtung und Wahrheit?

Unmerklich wird die Schriftstellerin Reinig, die reale Person zur literarischen Figur, zum „Pseudonym Christa Reinig“, wie es Helmut Salzinger genannt hat. Spielerisch tauscht eine Person mit der anderen Stimme und Identität. Mechthild und ich saßen abends im Hotelzimmer, tranken Rotwein- und resümierten die Gespräche des Nachmittags. „Aber da“, sagte eine von uns, „da hat sie uns doch geleimt! Das ist ja ‚fiction‘, Reinig-Legende!“

Was hatten wir erwartet?

Christa Reinig hat die Tonband-Gespräche gründlich redigiert. Jetzt hatte sie gegen eine Publikation nichts mehr einzuwenden. Nach einem harten Hin und Her waren wir einig geworden. Und so kann dieser Dialog, der auf weite Strecken Reinig-Monolog ist, doch noch als eine kleine Festgabe zu ihrem 60. Geburtstag erscheinen.

Es sollte wohl so sein.

Marie-Luise Gansberg, Gießen, den 6. August 1986

Marie-Luise Gansberg: *Ich will dich zur Familiengeschichte befragen. Du stammst aus dem Proletariat. Sind die Mitglieder deiner Familie klassenbewußte Arbeiter gewesen?*

Christa Reinig: Mein Großvater wars auf alle Fälle. Er war Spartacus kämpfer, ob mit oder ohne Waffe in der Hand. Ich weiß es nicht. Solche Dinge werden in Familiengeschichten gewöhnlich aufgebauscht. Das nach meinem Großvater älteste Familienmitglied, mein Onkel Willy, war Stalinist. Er war es schon zu Anfang des Dritten Reiches. Durch ihn habe ich zum ersten Mal den Namen „Stalin“ gehört. Sein Spruch war: „Laß nur die Nazis alles zerstören, Stalin kommt und baut alles wieder auf.“ Unglaublich, was es in der Familie für politische Streitigkeiten gegeben hat. Eine meiner Tanten war vorübergehend mit einem SA-Mann verlobt. Meine Mutter war Christin, ich bin lange Zeit das einzige getaufte Kind in der Familie gewesen. Die Grundstimmung in der Familie war kommunistisch. Aber ich frage mich, ob es das war, was wir heute als kommunistisch verstehen würden. Vielleicht waren wir nach den heutigen Ansichten anarchische Kleinbürger gewesen.

Gansberg: *Aber dieser Onkel Willy hat sich auf Stalin berufen?*

Reinig: Das waren seine Sprüche. Aber „klassenbewußte Arbeiter“, das sind wir wohl alle nicht gewesen.

Gansberg: *Wenn du Angaben zur Biographie gemacht hast, dann zähltest du gewöhnlich auf, daß du auf dem Bau gearbeitet hast, in der Fabrik. Auch wenn du dann eine bürgerliche Intellektuelle wurdest, hast du deine Herkunft nie verleugnet. Was verdankst du deiner Klasse?*

Reinig: Subjektiv gesehen einen ungeheueren Snobismus. Raus aus dem Dreck, etwas Besseres werden, nach Höherem streben. Objektiv gesehen eine Freiheit, die ich in einer bürgerlichen Familie nicht gehabt hätte.

Gansberg: *Worin bestand diese Freiheit?*

Reinig: Zunächst einmal darin, daß ich ein Wunschkind bin. Meine Mutter wollte ein Kind haben, aber sie wollte nicht heiraten, das ist etwas, das sich bereits im Kleinbürgertum nicht verwirklichen läßt oder nur mit großen Tragödien. Dann gab es einen Streit zwischen meiner Mutter und meiner Großmutter. Meine Großmutter wollte mich haben. Ich wurde geklaut. Ich erinnere mich daran, daß ich von irgendeinem Familienmitglied mitgenommen und zu meiner Oma gebracht wurde. Nach einiger Zeit erschien meine Mutter mit riesigem Getöse, ich hörte sie schon in der Tür schreien, und dann nahm sie mich wieder mit nach Hause. Ich glaube, es war im Grund eine politische Auseinandersetzung. Als ich getauft wurde, wurde die jüngste meiner Tanten jugendgeweiht, es war ein Kampf um meine Seele. Sollte ich eine christliche oder eine kommunistische Seele bekommen? Eines Tages war ich groß genug, ich glaube, es war in meinem sechsten Lebensjahr, daß ich mich ein für alle Male für meine Mutter entschied. Dann hörte das Geklautwerden auf. Auch die Familienkrähe hatten ein Ende. Übrigens hatten auch die anderen weiblichen Familienmitglieder nicht danach gestrebt, sich zu verheiraten. Erst nach dem Krieg sahen sie zu, daß sie unter die Haube kamen, und die Kinder sollten eingesegnet werden, aber sie waren nicht getauft. Plötzlich war die christliche Familie wieder gefragt.

Gansberg: *Es war überhaupt keine Schande, ein uneheliches Kind zu bekommen?*

Reinig: Überhaupt nicht. Meine Mutter ist selbst ein uneheliches Kind gewesen.

Gansberg: *Und hat nicht darunter gelitten?*

Reinig: Sie nicht und ich auch nicht. Meine Mutter redete mich im Scherz mit „Du dreckiger Bankert“ an. Das fand ich lustig. Oder sie gab mir einen Apfel mit den Worten: „Für meinen Bankert.“ Das Wort „Bankert“ war für mich ein Kosewort. Als ich dann erfuhr, was das Wort „Bankert“ für ein Schimpfwort ist, war ich dagegen abgehärtet. Für mich war es ein zärtlich-liebevolltes Mutterwort. Meine Mutter war sehr klug. Ich glaube, sie hat sich dabei etwas gedacht. Ich glaube, sie wollte mir beibringen: Ich liebe dich, mein dreckiger Bankert. Und wenn die anderen dieses Wort zu dir sagen, dann kränkt es dich nicht.

Gansberg: *Wie alt war deine Mutter, als du geboren wurdest?*

Reinig: Dreiundzwanzig Jahre.

Gansberg: *Was war deine Mutter für ein Mensch?*

Reinig: Was soll ich sagen? Sie ist mir zu nahe.

Gansberg: *Immer noch?*

Reinig: Ich kann versuchen, sie von mir wegzuschieben. Laß mich überlegen. Ein Mensch hat positive und negative Eigenschaften. Sie war sehr klug. Aber sie war ungerecht. Jedenfalls in meinen Angelegenheiten. Ich war für sie der wichtigste Mensch auf der Welt. Alles mußte beiseite gefegt werden

um meinetwillen. Hauptsache, ich bekam meinen Bonbon. Ich glaube, daß meine Mutter für mich das geleistet hat, was gewöhnlich die Frau dem Manne leistet. Bedenke die Karriere, die ich zurückgelegt habe: Ich habe gearbeitet, und wer hat mir das Essen gekocht? Ich kam nach Hause und stellte die Beine unter den Tisch. Ich habe studiert. Und meine Mutter war die berufstätige Hausfrau, die der Studentin das Studium ermöglicht hat, das Geld hinzuverdient, die Wäsche gewaschen und wiederum das Essen auf den Tisch gestellt. Ich hatte ein allgemeines Empfinden: Meiner Mutter verdanke ich soviel. Aber was im einzelnen ich ihr verdankte, darüber habe ich mir so wenig den Kopf zerbrochen wie irgendein Macker. Hauptsache, der Muttertag wurde nicht vergessen. Die Blümchen mußten stimmen. Und wenn ich gearbeitet, studiert und gegessen habe, hatte ich Zeit zu schriftstellern. Aus den Knochen meiner Mutter habe ich mir meine Karriere aufgebaut. Sie hat sich für meine Karriere geopfert. Dann bekam sie Krebs. Ich wurde zum Institutsdirektor gerufen. Es hieß, daß mir ausnahmsweise der Prüfungstermin verlegt werden kann. Auf Grund der besonderen Umstände, daß meine Mutter im Sterben läge, könnte ich die Prüfung erst im nächsten Jahr ablegen. Darauf antwortete ich: Nein, ich mache die Prüfung hier und heute, das ist das letzte, das ich für meine Mutter tun kann. Sie soll noch miterleben, daß ich meine Prüfung mache. Ich will alles dransetzen, sie zu bestehen. Meine Mutter soll stolz auf mich sein. Das sagte ich nicht wörtlich, aber das war mein Gedanke, als ich der Direktion die Gewährung abschlug. Dann hat meine Mutter auf dem Sterbebett meine Diplomarbeit korrigiert.

Gansberg: *Was sie vielleicht selbst hätte werden können, das hat sie dich werden lassen. Du, schilderst ja in dem Roman Die himmlische und die irdische Geometrie, daß sie mathematisch sehr begabt war.*

Reinig: Sie war mir so sehr voraus. Ich hab mit achtzehn noch Karl May geschmökert. Und sie hatte einen Bücherschrank mit Tolstoi, Dostojewski, Zola, Victor Hugo. Und sie war bitterarm. Das kannst du nennen, sie hatte sich diese Bücher „vom Munde abgespart“. Und ich sagte verächtlich: Ach, dieser langweilige Quatsch, und las meine Krimis und Schmöker. Später sagte ich dann: Hör mal, du hast doch irgendwo diese *Anna Karenina*, kannst mir das nicht mal raussuchen? Dann antwortete sie: „Das ist das Buch, das du nicht gewollt hast, jetzt mußt du es lesen, denn du willst was werden.“ Sie hatte auch den gleichen Snobismus: Besser sein als die anderen. Das dachten die anderen aber auch. Unglaublich, was die Arbeiter in meiner Fabrik für gute Bücher lasen. Natürlich gabs auch die, die Courths-Mahler lasen.

Mechthild Beerlage: *Gab es auch eine Rangordnung unter den Arbeitern, gestaffelt nach Vorarbeitern und anderen Arbeitern?*

Reinig: Nein – oder ja! Am Anfang gab es den Ehrgeiz, sich auszuzeichnen. Ganz schlimm gesagt: die Gefallsucht. Sich vom Chef loben lassen, sich innerhalb des Betriebs emporzuarbeiten, das, was man Stehkragenproletariat genannt hat. Es gab ein allgemeines Streben, das in einen Konkurrenzkampf ausartete: Die einen Arbeiter kamen nach oben, die anderen blieben unten. Die Leute machten sich nie bewußt, wie klein ihre Chance war, aber die kleine Chance, die sie hatten, nutzten sie mit gnadenlosem Eifer. Das war der Augenblick, als ich in der Fabrik Krach bekam. Ich war nicht so perfekt wie die anderen. Eine Arbeiterin hat mich dem Direktor gemeldet. Sie hat ihm meinen Pfusch gezeigt. Er war sichtlich verlegen, und meine ganze Wut richtete sich auf meine Mitarbeiterin. Es ist damals so vieles für oder gegen mich gelaufen. Ich glaube, daß dieser Augenblick, da die Kollegin mich „verriet“, meinen Entschluß, zur Arbeiter- und Bauernfakultät zu gehen, gefestigt hat.

Gansberg: *Einzelne wollten aufsteigen, bürgerliche Karrieren machen. Aber den Gedanken: Wir befreien uns als Kollektiv, den Solidaritätsgedanken, den gab es nicht?*

Reinig: Es gibt die proletarische Einigkeit im Nichtarbeiten, das ist der Streik. Eine umgekehrte politische Aktion, mehr und besser arbeiten, um die Kapitalisten zu schädigen, würde nicht funktionieren. Es gibt den Ehrgeiz des einzelnen Arbeiters. Ein Onkel brachte sich als Autodidakt das Maschinenbauzeichnen bei. Er machte Erfindungen, aber als er vom Betrieb gefördert werden sollte, lehnte er die Förderung ab. Warum tat er das? Meine Mutter machte Karriere, sie ist von einer Putzfrau zur Bürobotin aufgestiegen. Hatte sich das gelohnt? Eine meiner Tanten wurde anlässlich des 20. Juli verhaftet und kam ins KZ Ravensbrück. Sie war völlig unpolitisch. Sie interessierte sich gar nicht für die Sache, für die sie doch den Kopf hinhalten mußte. Am besten waren die dran, die nur redeten und schwätzten. Der schon erwähnte Stalin-Onkel wurde zur Wehrmacht eingezogen. Er schrieb einen Brief, der mir vorgelesen wurde: Rußland wunderbar! Sobald der Krieg zu Ende ist, werden wir hierher umsiedeln. Dieses Neue Leben in Rußland hätte doch nur stattfinden können, wenn sein geliebter Stalin den Krieg verloren hätte. Es macht mir den Eindruck, wir waren alle schizophoren. Ich ging damals zur Berufsschule. Mit meiner Vernunft faßte ich eine literarische Zukunft ins Auge, wenn nicht Autorin, dann Buchhändlerin oder Verlagslektorin. Aber mit dieser überklebten Ideologie erwog ich auch ein Schicksal als deutsche Landfrau. Wir waren zweiseitig, wir hatten ein Innenfutter und ein Außenfutter.

Gansberg: *Aber ihr konntet nicht anders?*

Reinig: Es war eine Krankheit. Im Hinterkopf hatten wir alle die Möglichkeit zu überleben. Mein Onkel, der mehrfach erwähnte, hatte sie nicht. Als Stalin kam und ihn befreite, hat er abgeschaltet. Die Politik war für ihn erledigt. Er hatte nicht das bekommen, was er wollte.

Gansberg: *Im DDR-Staat wollte er nicht mitmachen?*

Reinig: Nein, durch die Grenzziehung kam er in den französischen Sektor. Es war ihm Wurscht. Er wollte mit dem, was in der DDR geschah, nichts zu tun haben. Wir haben ihn verspottet: „Du dachtest wohl, du wirst gleich Minister.“

Gansberg: *Wie hast du als Kind den Faschismus erlebt? Warst du im BDM?*

Reinig: Ja, und zwar freiwillig. Ich staune immer über die Leute, die behaupten, sie seien in die Hitlerjugend hineingezwungen worden. Eines Tages mußten wir uns im Kreis aufstellen und sagen, warum wir in den BDM eingetreten sind. Ich habe meine Antwort gekannt und das Blaue vom Himmel heruntererzählt vom großen Führer und dem Deutschen Reich. Und ein Mädchen hat gesagt: Ich bin in den BDM eingetreten, damit ich eine Lehrstelle bekomme. Darauf wurde ihr von der „Führerin“ das heilige Halstuch vom Halse gerissen. Sie wurde an Ort und Stelle aus dem Raum gejagt und schlich heulend davon. Ich erinnere mich, daß ich sie dumm fand. Wie konnte sie sich das einbrocken? Für mich war etwas anderes wichtig, daß ich meiner Familie eins auswischen konnte. 1936 bin ich freiwillig in die Hitlerjugend eingetreten. Meine Familie hat fürchterlich darunter gelitten. Die Kinder in unserem Haus, auch in der Nachbarschaft, waren bewußte Antifaschisten. Sie waren doch meine Spielkameraden, plötzlich verdroschen sie mich. Es gibt hier eine Erinnerung, die habe ich vielleicht schon mal erzählt. Aber es lohnt sich, sie noch einmal zu erzählen. Aus unserem Haus wurden zwei kommunistische Frauen verhaftet. Sie kamen nach Sachsenhausen. Meine Freundin Dorchen Gresch erzählte mir die ersten Geschichten über Sachsenhausen. Sie zeichnete einen kleinen Kreis auf einen Heftdeckel und sagte: „Und das Fleisch, das sie zu essen kriegen, ist nicht größer als so.“ Dieses Unvergeßliche, das Fleisch als Kreis auf den Heftdeckel zeichnen, habe ich einmal in einer Geschichte

verwendet. Wenn wir Schule spielten, war Dorchen Gresch gewöhnlich unsere Lehrerin. Wir saßen auf den Treppenstufen. Dorchen, mit geziertem Getue, tritt vor uns hin und flötet: „Heil Hitler, liebe Kinder.“ Darauf schrien die Kinder, die die Schüler spielten: „Heil Käse, Heil Bockwurst!“ Und ich wollte sie alle übertrumpfen und schrie: „Heil Moskau!“ Darauf sagte Dorchen: „Christa, über Heil Moskau scherzt man nicht, merk dir das!“ Während ich mich beschämt wieder auf meine Treppenstufe setzte, kam Herr Ruthenberg, dessen Frau nach Sachsenhausen verschleppt worden war, herauf und verteilte an uns alle Bonbons. Ich dachte bei mir: Die Bonbons habt ihr mir zu verdanken. Er ist heraufgekommen, weil ich „Heil Moskau“ geschrien hab. Das ist wieder das Thema Schizophrenie. Ich hatte mich gegen meine täglichen Spielkameraden entschieden und bekam plötzlich neue Freundinnen, eben die Mädchen aus dem BDM. Ich hatte keine Uniform, meine Mutter hatte mir so ein lächerliches braunes Jäckchen verpaßt. Das war bald dreckig, und die Knöpfe hingen herunter. Die anderen sahen, daß ich nicht zu ihnen gehörte, aber ich wollte es lange nicht wahrhaben. Es waren die Töchter von Bäckermeister und Schlächtermeister und kleinen Ladenbesitzern. Sie luden mich zu sich ein. Aber ich durfte nicht einmal ihren Kaufmannsladen betreten, geschweige, daß sie mich in die Wohnung mitgenommen hätten. Ich wurde in den Hof bestellt, wo sie dann mit mir spielen wollten, das heißt, wo ich dann mit ihnen spielen durfte. Ich war immer in der Nähe des Gekränktheits. Einmal bin ich in Tränen ausgebrochen, und sie fragten: Was hast du denn? Ich sagte: Mir ist was ins Auge geflogen. Sie sollten nicht wissen, wie sehr sie mich kränkten. Sie tatens ja nicht absichtlich. Sie begriffen nur, daß ich eine von der anderen Seite war. Und sie waren entschlossen, mich loszuwerden. Einmal sagte eine „Führerin“ zu mir: Ich habe deine Adresse verlegt. Komm nach dem Dienst zu mir und gib sie mir. Da endlich fiel mir der Groschen! Wenn sie meine Adresse nicht hatten oder nicht haben wollten, dann konnten sie mich nicht zum nächsten Dienst einladen - ich war frei. Ich ging davon, wie ich gekommen war. Keine Schwierigkeiten, von einem Tag zum anderen nicht mehr in der Hitlerjugend zu sein. Und wie erging es den antifaschistischen Kindern? Die Eltern brachten sie in die christliche Jungschar, damit sie nicht von der Hitlerjugend vereinnahmt werden konnten. Sie kamen nach Hause und sangen die frommen Lieder, die sie gelernt hatten: Herr Jesus, meine Zuversicht!“ Und die Eltern verhöhnten und verlachten ihre Kinder und sagten das Spottwort: „Herr Jesus, meine Kuh färdt nicht!“ Auch die antifaschistischen Kinder wurden irritiert.

Gansberg: *Wie alt warst du, als du wieder ausgetreten bist?*

Reinig: Es war 1940, also dreizehn oder vierzehn Jahre. Wenn sie bei den Abenden ihre Stühle im Kreis zusammenstellten, dann saß ich schon im Abseits, ein bißchen außen vor. Dann bekam ich die Aufgabe, ein Brett irgendwohin zu tragen. Da fühlte ich mich verarscht. Sie wollten mich loswerden, und ich wollte raus. Da waren wir uns einig.

Gansberg: *Und wie war es 1945? War das die große Befreiung, oder war das Elend so groß?*

Reinig: Das Jahr der großen Befreiung war für mich 1944. Ich will versuchen, mich verständlich zu machen, denn es war nichts als ein Gefühl: Ich habe wie in einem Rausch gelebt. Mich hat das Kriegsende gar nicht interessiert, sondern ich habe die Kaputtmake, dieses Durchmorschen des Systems als erlösend empfunden. Ich war in Berlin und bekam ganz schön was auf den Kopf, war auch ausgebombt, aber ich war fröhlich. Ich schäme mich, ich hab' im Luftschutzkeller nicht geheult und nicht gezittert. Manchmal war bei uns nichts los. Dann bin ich durch die brennende Nacht gelaufen, dahin, wo was los war. Mein zweites schönes Jahr war 1947. Hier bin ich mit vielen meiner Altersgenossen einig. Trotz unserer verschiedenen Schicksale und obwohl es noch nichts zu essen gab und die Wohnungen noch immer kaputt waren und wir froren: Aber wir waren glücklich. Und 1945 war das Jahr der größten Gefahr, der Gedanke, jetzt noch kaputtgehen, das darf dir nicht passieren. Nicht

als Leiche im Straßengraben liegen, selbst wenn die Drohung durch die Russen nicht gewesen wäre, es war ein Kampf um jeden Bissen Brot, um einen Löffel Suppe. Meine düstere Voraussage, daß wir alle nach Sibirien kommen, hat sich dann nicht bewahrheitet, und das war auch was wert. Dann kommt das Jahr, das immer vergessen wird, das Jahr 1946. Gefühlsmäßig ist es ein Nichts. Aber gedächtnismäßig war es doch das Jahr, in dem die ständige Todesdrohung aufgehört hat. Aber das machte mir depressive Gefühle. Es gab keine Aufregungen mehr. Das ist zu wenig gesagt. Der Augenblick der Todesgefahr ist etwas Ungeheures. Ein Aufriß. Und wenn du das gewohnheitsmäßig hast, dann wirst du süchtig. Dieses so wichtige Jahr 1946, das doch das war, was „Aufbau und Neubeginn“ genannt wird, es war für mich eine Art Entziehung. Dabei habe ich von Anfang an versucht, überall mitzumischen, nun aus meinem Leben etwas zu machen. Ich belegte Volkshochschulkurse, ich ging ins Theater, ich frequentierte Leihbüchereien, ich hackte Holz, rodete Stubben und klaute wie ein Rabe. Das Jahr 1946 war so wichtig, aber mein Gedächtnis honoriert es nicht. Dann kam das Jubeljahr 1947. Ich rannte wie besessen sinnlos durch die Straßen und dachte: Ich bin Christa Reinig, wer ist Christa Reinig, da muß ich doch dahinterkommen, wer das eigentlich ist, diese Christa Reinig.

Zurück zu 1945. Das schlimmste war das Aufweichen der Fronten. Das Durcheinander, das Nichtwissen: Wo ist dein Platz, wer sind deine Leute? Wer schießt dich über den Haufen? Rennen, gucken, wegsein. Die Realität zwischen den Kanonen. Ich klaute mit zwei anderen Frauen einen zentnerschweren Zuckersack, den konnten wir millimeterweise hochklupfen und versuchten, ihn im schwersten Granatsplitterhagel durchzuschleppen. Auf, Zuckersack hochreißen, losrennen, Zuckersack hinwerfen, dahinter in Deckung gehen und jetzt wieder auf! Dann kamen wir auf die Idee, daß wir das niemals schaffen würden. In solch einer Situation rettest du dir das Leben, dann tut es dir leid, daß du dir das Leben gerettet hast, du kannst den Zuckersack, den du im Stich gelassen hast, nie mehr vergessen.

1944, 45, 46, 47 waren die schönsten Jahre meines Lebens, und ich kann nicht sagen, warum.

Gansberg: *Das ist auch schwer zu verstehen. Ich möchte aber noch nach dem Bücherschrank fragen. Du sagst, ihr habt Dostojewski gehabt; was für Chancen hattest du noch, dich zu informieren?*

Reinig: Das ist das Thema „verbotene Bücher“. In der vorderen Reihe standen Goethe und Gustav Freytag „Die Ahnen“ und in der hinteren Reihe die anderen Bücher, von denen das Kind begriffen hat: Davon darf nie die Rede sein. Die Wirkung von Remarques *Im Westen nichts Neues* habe ich schon einmal geschildert, aber es gab noch ein tollereres Buch, ein einmaliges Buch über den Ersten Weltkrieg: Henri Barbusse *Das Feuer*. Das Buch war eines meiner Lieblinge. Ich kann nicht verstehen, warum es so verschollen ist. Dann Gorki vor allem, den liebte ich sehr. Dann belauschte ich ein Flüstergespräch, das meine Mutter mit einer Nachbarin hatte. Ein ganz verboten total schweinisches Buch: Zolas *Nana*. Ich benutzte die Gelegenheit, es zu lesen. Es war so erzlangweilig. Als ich bis zur Mitte gekommen war und meiner Meinung nach immer noch nichts Schweinisches passiert (wer weiß, was ich damals unter schweinish verstand), da klappte ich es zu und stellte es an seinen verborgenen Ort zurück. Dann gabs ein kommunistisches Witzbuch *Roter Pfeffer*. Einige dieser Witze sind mir heute noch geläufig, gelegentlich erzähle ich sie mit großem Erfolg.

Gansberg: *Das war die Bibliothek deiner Mutter?*

Reinig: Die hat sie sich von ihren Pfennigen als Putzfrau angeschafft. Ich war ein Schlüsselkind und war mir selbst überlassen. Ich stand vor dem Schrank auf dem Stuhl, hörte ihre Schritte auf der Treppe: tapp-tapp! In Windeseile stellte ich das Buch in den Schrank und räumte die anderen Bücher davor ein. Wenn sie zur Tür reinkam, stand ich harmlos da. Ich hatte nichts Böses getan, keine verbotenen Bücher gelesen. Mit Ausnahme von Karl May mochte ich die üblichen Kinderbücher nicht. Märchen

verabscheute ich. Grimms Märchen haben mich angegraut, *Tausend und Eine Nacht* gelangweilt. *Robinson Crusoe* mochte ich nicht. Heute weiß ich, warum, weil er den armen Freitag so schlecht behandelt hat.

Gansberg: *Und mit zehn hattest du schon Homer gelesen?*

Reinig: Das ist eine Übertreibung, der ich mich schuldig gemacht habe, um einer literarischen Pointe willen. Ich habs versucht, aber die Lektüre der Verse fiel mir schwer, und ich gab auf. Das hat mich sehr geschmerzt. Die homerischen Gesänge kannte ich aus verschiedenen Prosaerzählungen.

Beerlage: *Diese zweite Reihe im Bücherschrank deiner Mutter, sollte die auch Besuchern verborgen bleiben?*

Reinig: Ich weiß nicht, ob der lange Arm des Staates sich für uns interessiert hätte. Aber es war gut, vorsichtig zu sein, nichts herauszufordern. Nachbarliches Gerede zu vermeiden. Allerdings habe ich Gespräche von Erwachsenen belauscht, in denen sie sich ihrer verbotenen Bücher rühmten. Oft waren diese Bücher unendlich langweilig. Victor Hugos Buch *Die Elenden* habe ich einige Male vergeblich angefangen, ehe ich es ganz durchschaffte. In diesem Buch gab es die faszinierende Gestalt eines edlen Jakobiners. In der Schule hatte ich gelernt, daß Jakobiner feige Bösewichter und Massenmörder waren. Ein Jakobiner, der ein guter Mensch ist, das hat mir sehr zu denken gegeben.

Gansberg: *Was für Anregungen hast du in der Schule bekommen? Gab es Lehrerinnen oder Lehrer, die dir was beigebracht haben?*

Reinig: Ich bin mehrfach umgeschult worden. Wenn es mir in einer Schule nicht gefiel, meldete ich mich ab, ohne meine Mutter hineinzuziehen. Ich behauptete einfach, daß meine Mutter aus diesem oder jenem Grund mich auf eine andere Schule schicken wollte. Die Lehrer erstaunten und meine Mutter auch. Der erzählte ich eine andere Geschichte. Die Lehrer waren leicht durchschaubar. Die Direktoren in Stiefelhosen, SA. Die Lehrer keine Antifaschisten, sonst hätten sie nicht unterrichten dürfen, die einen Mitläufer, die anderen resistent oder renitent. Einmal hatte ich mich mit einem Scherzwort geweigert, mit der Klasse loszumarschieren, um den Film *Triumph des Willens* ansehen zu müssen. Der Lehrer packte mich beim Ohr und zog mich bis ans Pult herunter. Es tat weh, aber ich lachte, und er lachte auch, während er das tat. Es war eine seltsame Einigkeit. Dieser Lehrer Schulz hatte uns die „Loreley“ beigebracht. Wir sangen sie nach seinem Kommando dreistimmig, ich zweite Stimme. Ich kann heute noch nicht die erste Stimme von: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“ Dann kam die Kristallnacht. Auf dem Schulweg hörte ich einen Jungen schreien: „Haste ooch ne jolne Uhr.“ Ein anderer schrie zurück: „Noch nich!“ Ich denke, die spinnen, komme zur Schule und sehe die Rauchsäule, was ist los? Die Synagoge in der Kleinen Auguststraße brennt. Ein merkwürdiges schnelles Begreifen. Dann sitzt Inge Rietz in der Klasse und hat eine goldene Uhr. Sie sei ihr direkt vor die Füße gefallen, sagt sie. Die Klasse ist zerstritten. Die einen sagen: Die mußt du den Leuten zurückgeben. Die anderen sagen: Blöd müßt sie sein. Ich weiß nicht, zu welcher Partei ich gehörte. Meine Vergeßlichkeit läßt mich vermuten, daß ich zur „Blöd-müßt-sie-sein“-Partei gehörte.

Dann kam wieder eine Umschulung. Ich geriet in eine katholische Schule, wo die Kinder zum Unterrichtsbeginn sich bekreuzigten, was mir sehr imponierte. Außerdem lernte ich eine Jungfrau Maria kennen. Aber das wichtigste war, daß für mich der Dreißigjährige Krieg noch einmal stattfand. In der protestantischen Schule hatte ich den Spruch lernen müssen: „Gustav-Adolf, Christ und Held, rettete bei Breitenfeld Glaubensfreiheit für die Welt.“ Nun lernte ich die andere Seite kennen. Gustav-Adolf war ein Imperialist, der Pommern für Schweden retten wollte, und der große deutsche Held, der

Retter des Vaterlandes, hieß Wallenstein. Genau der Erzbösewicht aus der evangelischen Volksschule. Wallenstein mit Heiligenschein. Das gab mir wieder zu denken.

Der Rektor dieser Schule war der unverhüllteste Nazi, von dem ich Unterricht bekommen habe. Kaum war der Krieg begonnen, hießen die Polen nicht mehr Polen, sondern Polacken. Das ging nicht gut, denn wir hatten eine polnische Klassenkameradin, die sehr beliebt war. Eine besonders mutige Schülerin meldete sich und fragte, ob nun unsere Kameradin auch eine Polackin sei. Das bejahte er, und die Schülerin fragte weiter, ob er sich nicht dafür entschuldigen müsse. Als er das verneinte, gab es einen Aufruhr. Er rannte wütend aus der Klasse, die Kinder hinter ihm her. Wir standen auf dem Flur, und er hatte sich im Rektorzimmer eingeschlossen. Ich habe vergessen, die Geschichte von der goldenen Uhr zu Ende zu erzählen. Lehrer Schulz, der mit der Loreley, nahm sich die Inge Rietz vor. Am anderen Tag kam sie freudestrahlend in die Klasse. Sie hatte die Uhr dem Juwelier zurückgebracht. Er hatte sich mit seiner Frau hinter dem zerstörten Geschäft in einem Stübchen verschanzt. „Sie waren sehr freundlich zu mir“, sagte sie.

Gansberg: *Du hast „Entmannung“ einer Lehrerin gewidmet: Fräulein Martha Schicke. Wer war das?*

Reinig: Fräulein Schicke hat die Abendoberschule in der DDR aufgebaut. Sie war Mathematiklehrerin. Ich gehörte zu den freiwilligen Helfern, die über Sonntag halfen, den Physik- und Chemiesaal einzuräumen. Da gab es viele Diskussionen, Probleme, die gewöhnlich nicht innerhalb des Lehrplans besprochen werden. Ich machte zum Beispiel den Vorschlag, die Mathematik umzuordnen, denn, so sagte ich, wenn alle konstanten Zahlengrößen der Natur transzendent oder imaginär sind, dann stimmt unsere Mathematik nach dem Dezimalsystem nicht. Das gefiel ihr, und sie zwickelte mich vergeblich, um aus mir eine bessere Mathematikerin zu machen, als ich es nun einmal bin. Da sie die Schülerin von Marie Curie war, sagte sie in unserer fröhlichen Diskutierunde, aber mit ernsthaftem Nachdruck, daß wir eigentlich das Recht hätten, uns als Enkelschüler von Marie Curie zu bezeichnen. Dann erzählte sie was von Amazonen und Matriarchat, und ich war enttäuscht und dachte: Im Grunde sind Mathematiker Phantasten und Spinner. Sie war die erste, die auf meine schriftstellerischen Arbeiten reagierte. Sie setzte sich mit Anna Seghers in Verbindung und sagte ungefähr: Es heißt doch, daß in unserem Staat Schriftsteller gefördert werden. Ich habe eine Schülerin, die arbeitet in einer Fabrik, nach Feierabend sitzt sie in der Abendoberschule, um ihr Abitur nachzuholen, und wenn sie dann noch Zeit hat, schriftstellt sie. Was ist das für eine Existenz? Fördern Sie doch mal diese Christa Reinig! Das war mir sehr peinlich. Denn ich wußte, daß ich eine Anfängerin bin und noch nicht allzuviel zustande gebracht hatte. Im Gegensatz zu Fräulein Schicke, die, da ich sie mathematisch enttäuschte, mich nun schriftstellerisch fördern wollte, wußte ich wohl, das wird eine Pleite.

Gansberg: *Du hast der Frau Seghers nichts geschickt?*

Reinig: Ich hab das Beste geschickt, was ich damals hatte, eine inzwischen verschollene Erzählung „Das Fischerdorf“, dazu ein paar Gedichte. Fräulein Schicke übernahm die Manuskripte und leitete sie an Frau Seghers weiter. Sie bekam einen Brief, den sie mir nicht zeigte. Ein Brief von Frau Seghers an Fräulein Schicke war ja doch ein historisches Dokument. Aber sie erzählte mir, was Frau Seghers geschrieben hatte, und war etwas süffisant. Das hab' ich ihr übelgenommen. Aber auf diese Weise fühlte ich mich auf Anna Seghers fixiert.

Gansberg: *Ihr habt euch nie getroffen?*

Reinig: Viele Jahre später habe ich mit ihr mehrere Gespräche geführt. Aber da waren wir so weit auseinander, daß es sinnlos war. Ich spürte, daß meine Annäherungsversuche für sie eine ungeheure Belastung waren.

Gansberg: *Wann ist das gewesen?*

Reinig: Der Briefwechsel zwischen Fräulein Schicke und Frau Seghers war 1949. Die Begegnungen waren im Jahr 1945. Ich war detektivisch an die Sache herangegangen. Ich schlich mich in den Schriftstellerverband ein und verwickelte den Pförtner in ein Gespräch. Ich sei die Abgeordnete einer Studentinnengruppe, die Anna Seghers am „Tag der Frau“ (es war also März) einen Rosenstrauß überreichen wollte. Leider wüßten wir nicht, wohin wir den Rosenstrauß schicken könnten. Der Pförtner wußte es auch nicht, und wir quatschten also weiter. Da kam eine Menschenmenge die Treppe herab. Es war nämlich Betriebsschluß, und bevor ich etwas sagen konnte, schrie er: Kollegen, weiß einer von euch die Adresse von Anna Seghers? Und wahrhaftig, wie bestellt, schrie eine Frau laut die Adresse heraus. Da drehte sich eine andere Frau um und schenkte mir einen so bitterbösen Blick, daß ich dachte: Staatssicherheit grüßt die freie Konkurrenz. Jedenfalls hatte ich nun Anna Seghers an der Angel.

Gansberg: *Weißt du noch, welche Texte du ihr geschickt hast?*

Reinig: Nein. Ich hatte inzwischen schon eine Menge vorzulegen. Sie gefielen ihr nicht. Sie sagte zu mir: Sie sind ein böser Mensch! Darauf hab' ich albern aufgelacht. Dann redeten wir über Mexiko. Wir hatten gemeinsam, daß wir uns für das Schicksal der mexikanischen Indios interessierten. Auf diese Weise brachten wir einige Stunden zu, die nicht ganz unangenehm waren. Dann machte ich einen letzten Versuch. Ich hatte Peter Huchel kennengelernt, den Herausgeber von *Sinn und Form*. Ich kann Sie nicht veröffentlichen, sagte er, ich werde selbst angegriffen. Aber der Schriftstellerverband hat Förderstellen eingerichtet. Ich fördere die Lyriker, und Frau Seghers fördert die Prosaisten. Da war ich so unvorsichtig, ich konnte gar nicht anders, ich sagte nicht: Ach, Herr Huchel, dann fördern Sie mich mal. Ich sagte: Ich möchte von Anna Seghers gefördert werden. Dann hörte ich von der Sache nichts mehr.

Gansberg: *Du hast mit Huchel auch nicht mehr Kontakt gehabt?*

Reinig: Doch, privat hatte ich mit vielen Schriftstellern Kontakt. Bobrowski kann ich nennen, andere nicht. Den Schriftstellerverband habe ich außer der erwähnten Episode nie betreten. Das war mir zu gefährlich. Eines Tages besuchte mich eine Frau aus dem Westen. Eine „Wessi“ sagt man heute. Sie bestellte mir einen Gruß von einem Schriftsteller, den ich nie gesehen und gesprochen habe. Er ließ mir sagen: „Treten Sie nicht in den Schriftstellerverband ein, niemals!“ Ich war gerührt über die Hilfsbereitschaft, die für ihn nicht ungefährlich war. Nein, ich wäre auch nach meiner eigenen Einschätzung der politischen Situation nie in den Schriftstellerverband eingetreten.

Gansberg: *Und der Text, für den du dann sozusagen „Berufsverbot“ bekamst, war „Das Fischerdorf“?*

Reinig: Diese Geschichte, die ich Anna Seghers vorgelegt hatte, wurde dann doch im Osten veröffentlicht. Es gab dort einen „Kulturellen Beirat“, der die jungen Schriftsteller einsammelte und förderte. Ich stellte mich mit zwei Texten ein. Einen Text, den sie unbedingt ablehnen würden. Dann würden sie mich laufenlassen, und ich war wieder frei. Denn ich war mehrmals und in immer dringlicheren Aufforderungen hinbestellt worden. Der andere Text war just „Das Fischerdorf“, den konnten sie goutieren. Da ich mit dem Leiter des Kulturellen Beirats ein gutes Gespräch bekam, ließ ich

ihm „Das Fischerdorf“ da, und er brachte es in einer Anthologie unter. Die nannte sich *Neue deutsche Erzähler*. Die offizielle Kritik verriß diese Geschichte so, daß er sie aus der zweiten Auflage herausnehmen wollte. Er wollte von mir aber einen anderen Text. Den verweigerte ich ihm mit einer frechen Postkarte. Daraufhin war die ganze Anthologie geplatzt. Sie erschien nicht mehr in der zweiten Auflage.

Gansberg: *Was heißt geplatzt? Und warum erschien keine zweite Auflage?*

Reinig: Meine Geschichte war ja nicht gerade der proletarische Aufschrei und auch nicht der sozialistische Realismus. Aber sie war die beste. Wenn er sie herausnahm, konnte er mit dem Rest keinen Staat mehr machen. Ich bekam Angst und brachte meine Schreibmaschine, Mantel, Schlafdecke, Bücher und wichtige Dinge rüber.

Gansberg: *„Rüber“ nach Westberlin?*

Reinig: Nach Westberlin.

Gansberg: *Zu Freunden?*

Reinig: Ja, aber ich wollte nicht fliehen. Ich glaubte nicht, daß sie einen Grund hätten, mich zu verhaften. Frühmorgens gegen sechs Uhr, so daß ich dachte, daß meine Freunde zu wecken sind, erschien ich bei ihnen und lieferte diese Sachen ab. Ich kam nach Hause vielleicht gegen neun. Meine Mutter kniete ein bißchen weinerlich vor dem Ofen und verheizte Manuskripte und westliche Zeitschriften. Ein Freund war gekommen. Arnim Juhre. Er sagte: Ach, Frau Reinig, das ist doch alles nicht so schlimm. Denken Sie! sagte meine Mutter verschnupft. Er scherzte weiter. Meine Mutter verließ einen Augenblick den Raum. Da sah mich Arnim an und sagte mit einem schrecklichen Ernst: „Horst Bienek ist verhaftet worden.“ Dann fuhren Arnim und ich nach Potsdam, um nachzuforschen, wo Horst geblieben war und was wir vielleicht tun konnten: Es war eine unvergeßliche Reise. In Potsdam hatte der Staatssicherheitsdienst grausam gewütet. Was ich an diesem Tag und dem Abend in Potsdam erlebt habe, das würde mir heute keiner mehr abnehmen. Die Leute würden es gar nicht hören wollen.

Wie wärs mit einer lustigen Geschichte. Ich war inzwischen Studentin der Kunstgeschichte und gehörte dem Kreis der Zukunftsachlichen Dichter an. Alle vierzehn Tage fuhr ich nach Westberlin. Dort in einem sogenannten Nachbarschaftsheim tagten die „ruhelosen Dichter der Zukunftsachlichkeit“, wie wir uns nannten.

Gansberg: *Kannst du die mal kurz beschreiben?*

Reinig: Du mußt wissen, daß junge Dichter kaum Chancen zur Veröffentlichung hatten. Ab und zu konntest du ein Gedicht oder zwei in eine Anthologie einquetschen. Wenn du zum Verlag kamst, dann hieß es: Geschichten drucken wir nicht, bringen Sie einen Roman. Na, schreib mal einen Roman, wenn du zwanzig bist. Wir jungen Dichter zogen in wilden Gruppen umher und suchten Dumme, die uns zuhörten. Überall, wo nichtsahnende Leute sich zum Kulturmachen versammelt hatten, drängten wir einen Redner vom Pult und lasen unsere Texte. Und ich fand uns damals gut. Ich weiß nicht, wieviel gute deutsche Literatur nie die Chance bekam, gedruckt zu werden. Das war unsere einzige Chance: Lesungen machen.

Gansberg: *Wenn du sagst „Lesungen“, war das in Westberlin?*

Reinig: Nein, wir haben auch in Potsdam gelesen, in Ostberlin, im „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung“, den es ja heute noch gibt. Wir waren wie die Mäuse. Wo eine Tür offenstand, huschten wir hinein und machten uns an den Tischen breit. Ich glaube, wir haben unsere Zuhörer erfreut, zumindest waren wir nicht so langweilig wie das, was die offiziellen Kulturstellen als Literatur durchließen. Die „Zukunftsachlichen Dichter“ hatten korrespondierende Mitglieder auch in der DDR, in Dresden hatten wir einen Freund. Wir wollten ursprünglich eine Anthologie herausgeben. Das war der übliche Gruppenehrgeiz. Später erfuhr ich, daß es auch andere Gruppen gab. Aber damals wußte ich nichts von anderen Gruppen, nichts von einer *Gruppe 47*, die es ja auch gab. Wir waren eine eigene Welt. Wir erfanden die Poesie der Zukunft. Zu diesem Zweck legten wir uns strenge Regeln auf. Die Syntax darf keine Vergangenheitsformen enthalten. Aber auch keine Zukunftsformen. Die einzig erlaubte Zeit ist die grammatikalische Gegenwart. Rhetorik ist nicht erlaubt. Alles muß in Bildern ausgesagt werden. Aber diese Bilder dürfen nicht Allegorien sein. Zum Beispiel: „Wir küssen den Stahl, der die Brücken spannt.“ Das nimmt die Gruppenkritik hin. Zweite Zeile: „Wir haben ins Herz der Atome geschaut.“ Protest! Erstens: Grammatikalisches Perfekt. Zweitens: Atome haben kein Herz. Drittens: Herzen kann man nicht schauen, es sei denn, man schneidet einem Lebewesen, das anatomisch ein Herz hat, die Brust auf. Trotzdem habe ich das Gedicht durchgesetzt. Denn es hieß weiter: „Wir pulvern die wuchtigen Städte zu Sand und trommeln auf Menschenhaut.“ Und die Menschenhaut, die hat alles rausgerissen. Das Gedicht wurde mit Vorbehalt als „Zukunftsachlich“ anerkannt.

Gansberg: *Es war wohl teilweise Unsinnspoesie?*

Reinig: Im Grunde machten wir Science Fiction. Nebenbei machten wir alles. Und wir waren poetisch. Ich glaube, wir hätten sehr wichtig sein können. Das ist nicht nur uns verlorengegangen. Das ist für die deutsche Literatur eine verspielte Chance.

Gansberg: *Gibt es diese Texte noch? Ich könnte mir vorstellen, daß sich vielleicht Literaturhistoriker dafür interessieren?*

Reinig: Inzwischen gibt es Doktorarbeiten über die „Zukunftsachlichen Dichter“. Aber entgegen dem allgemeinen Vorurteil gibt es die literarische Nachwelt nicht. Du wirkst in deiner Zeit oder nicht. Das war die Zeit von 1947 bis 1952. Im Jahr 1968 fuhr ich zu einer Literatentagung nach Innsbruck. Dort hatten sie einen Stand mit modernen amerikanischen Popzeitschriften eingerichtet. Ich sah sie zum ersten Mal, und es war wie ein Schock. Ich erkannte: Das waren wir vor fünfundzwanzig Jahren. Und wir waren besser. Vielleicht, weil wir keinen Öffentlichkeitsdruck hatten, weil wir spinnen konnten, was wir wollten. Wir waren auch unglaublich verblasen. Wir identifizierten uns mit unseren Lieblingsdichtern und gaben uns ihre Namen. Wir hatten einen Stefan George, einen Ezra Pound. Wenns nach mir gegangen wäre, dann wäre ich Droste gewesen. Aber ich dachte, halt mal die Klappe, sonst verlachen sie dich. Da sagte ein Freund zu mir: Und du bist unsere Hilda Doolittle. Ich dachte, wer ist denn das? Heute wäre ich stolz darauf, die Hilda zu spielen. Aber damals war sie mir zu klein. Jeder von uns wollte doch der oder die Höchste sein.

Beerlage: *Du hast gesagt, die treibende Kraft in der Gruppe war, daß sie keine Öffentlichkeit hatte. Deshalb konntet ihr so hochfliegend sein. Wars nicht auch Angst vor der Öffentlichkeit?*

Reinig: Nein. Wir haben alles versucht. Es gab keinen Verlag, in dem nicht die Anthologie der „Zukunftsachlichen Dichter“, die Gedichte von Günter Sobisiak, von Joachim Uhlmann, von Christa Reinig herumlagen. Meistens gab es nicht einmal eine Antwort. Wir hatten ein Sparschwein, jeder

steckte das Geld hinein, das doch nie für die begehrte Druckerpresse ausreichte. Wir schufen eine Zeitschrift *Evviva Future!*. Die war mit sechs Durchschlägen in die Schreibmaschine gehämmert worden. Wir hatten auch Maler und Graphiker, die Fotos ihrer Werke reinklebten. Die Zeitschrift wurde nur verliehen. Wir machten eine Liste von Leuten, die uns interessierten und von denen wir vermuteten, wir könnten sie interessieren. Nach einiger Zeit holten wir das Exemplar wieder ab und baten um eine milde Gabe, damit die Kosten für die nächste Zeitschrift, Auflage sieben Exemplare, herauskommen konnte. Das meiste Geld bekamen wir von Gottfried Benn. Er war unser treuer Kunde, und er fand uns gut. Wir hatten einen ungeheuren Ernst, die literarische Öffentlichkeit mitzuformen. Einmal besuchte ich einen etablierten Dichter. Er sagte: Du, es ist ein sehr gutes Buch erschienen. Das war eine Sensation, daß um 1950 herum ein gutes Buch erschien. Ich stürzte mich drauf, und der Titel hieß: *Wo warst du Adam?* Na, dieser Adam stank mir ja nicht gerade nach Zukunftsachlichkeit. Ich blätterte es auf und las was über den Zweiten Weltkrieg, der Schnee von vorgestern. Ich sagte: „So was wird ja denn auch gedruckt.“ Da war mein Freund schwer beleidigt, denn er wurde ja auch gedruckt. Die Tradition der deutschen Literatur der fünfziger Jahre wollten wir nicht. Wir wollten die Tradition der Expressionisten, die Menschheitsdämmerung. Wir wollten etwas ganz Bestimmtes durchkämpfen. Aber eben als unseren eigenen Stil.

Gansberg: *Eure Vorbilder waren die Expressionisten?*

Reinig: Ja, die Expressionisten waren gewissermaßen „unsere Leute“, wir wollten sie aus ihrer historischen Ecke herausholen und sie mit uns und uns mit ihnen durchkämpfen.

Gansberg: *Und ihr habt keine Geldgeber gehabt?*

Reinig: Nein, nichts, niemand, das wars ja.

Gansberg: *Es war letztendlich ein Zufall, daß ihr euch nicht durchsetzen konntet. Wenn ihr einen Mäzen, gefunden hättet...?*

Reinig: Ich frage mich, warum dieser Zufall für uns nicht eingetreten ist.

Gansberg: *Ihr konntet euch wohl nicht verkaufen.*

Reinig: So ist es.

Gansberg: *Das heißt, du konntest dich damals nicht verkaufen, aber später doch.*

Reinig: Ich glaube, daß für mich viel über die Politik gelaufen ist. Ich frage mich, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht hinter der Mauer gesessen hätte. In dem Augenblick, als mein persönliches Dasein am allertraurigsten war. Getrennt von Verwandten und Freunden, ohne die immer vor Augen stehende letzte Chance, schnell und mit rauchenden Sohlen nach Westberlin rüberzurennen, da plötzlich klingelte es an meiner Tür, und die westlichen Literaten, Lektoren, Verleger interessierten sich für das östliche Schmuddelkind. Es hat viele Schriftsteller gegeben, die niemals diese Chance bekamen. Die deutsche Literatur hat ein besseres Schicksal verdient als das, was draus geworden ist.

Beerlage: *Für dich trat also der sogenannte „Dissidenteneffekt“ ein.*

Reinig: Damals gab es das Wort gar nicht. Aber es gab die Sache. Wir waren Dissidenten und nicht allein in der östlichen Richtung. Meine westlichen Freunde waren dasselbe wie ich, nur in der westlichen Richtung. Sie waren West-Dissidenten. Auch sie haben auf ihrer Seite der deutsch-deutschen Grenze nicht dem entsprochen, was die Verleger, die Lektoren, die anerkannten Gruppen unter deutscher Literatur verstanden.

Gansberg: *Ich frage dich jetzt nach zwei DDR-kritischen Texten, einmal nach der „Japanischen Bittschrift“, zum anderen nach dem Gedicht „Hört weg“. Vielleicht sagst du mal was über die „Japanische Bittschrift“.*

Reinig: Die „Japanische Bittschrift“ hieß ursprünglich die „Chinesische Bittschrift“, und die imaginäre Insel nannte ich Tai-Nan. Aber dann hat mir Mao Tse-tung die Petersilie verhagelt. Es gab eine deutsch-chinesische Freundschaft, die hätte mich gleich in den Staatssicherheitskeller abgeschleppt. Also wurde etwas Japanisches draus. Dagegen konnten sie nicht an. Ich zog mich auf Japan zurück und schilderte eine Gerichtsbarkeit, die so grauenhaft ist, daß die Todesstrafe einer Begnadigung gleichkommt. Der Hintergrund zu dieser Allegorie war die stalinistische Abschaffung der Todesstrafe und die Prahlerei, wie gut und gerecht der sozialistische Staat seine unvorschriftsmäßigen Bürger bestraft.

Gansberg: *Hast du das vor DDR-Bürgern gelesen?*

Reinig: Ja, und vor SED-Genossen. Die guckten ganz schön dumm aus der Wäsche, denn das Ganze war leicht durchschaubar. Aber sie konnten nicht an mich heran. Japan war imperialistischer Staatsfeind.

Gansberg: *Es gab also einen aktuellen Anlaß, oder hast du einfach im allgemeinen die stalinistische Praxis kritisieren wollen?*

Reinig: Der aktuelle Anlaß war die Diskussion um die Abschaffung der Todesstrafe. Wenn ich den Text vorlas, konnte eigentlich jeder das Thema genau erkennen.

Gansberg: *Nach meinen Recherchen ist der Text erst 1960 in blätter + bilder erschienen, wahrscheinlich in Westberlin oder in Westdeutschland.*

Reinig: Entstanden ist der Text 1949.

Gansberg: *Nun das Gedicht: „Hört weg!“*

Reinig: Das war ein Wutausbruch. Es war nicht für die Veröffentlichung bestimmt. Ich konnte es nicht in eine „Zukunftsachliche“ Gruppenvorlesung einbringen. Denn allein die Imperativform „Hört weg!“ war nach unseren selbstaufgelegten Regeln streng verboten. Das Gedicht war ein „rhetorisches Gedicht“, nicht bildhaft genug. Die „schwülen Ampeln“ eine verbotene Metapher. Also nichts für die „Zukunftsachlichkeit“, aber auch nichts, das im Osten bekannt werden durfte. Ich studierte damals. Ein solches Gedicht gemacht zu haben, hätte mich zwar nicht gerade nach Workuta gebracht, aber mit Sicherheit wäre ich von der Uni relegiert worden. Es gab also gar kein Publikum für dieses Gedicht. Es gibt eben Fälle, wo ich dachte, das laß ich raus, obwohl es keine Leser und Hörer haben wird. Nun denn, hört weg!

Beerlage: *War dir zu diesem Zeitpunkt klar, daß du lesbisch bist, und hast du dich damit auch identifiziert, denn du sprichst ja alle Outsider an?*

Reinig: Da muß ich erst einmal nachdenken. Historische Datierung: 1951. Ja, das war die Zeit dieses Gedichts. Wir hatten schon einmal das Thema Schizophrenie. Da ist sie wieder. Einerseits bin ich Arbeiter- und Bauernstudentin mit einem gesellschaftlichen Anspruch. Andererseits bin ich asozial. Die Leute, die ich in dem Gedicht aufzähle, sind meine Leute. Aber ich bin nicht bei ihnen. Ich bin bei Walter Ulbrichts Roten Garden.

Gansberg: *Hast du es in Westdeutschland vorgelegt in deiner Gruppe?*

Reinig: Westdeutschland war ein anderes Land, weiter weg als Amerika. Meine Gruppe war nun eine Westberliner Gruppe: Die korrespondierenden Mitglieder gab es nicht mehr. Auch keine Ausländer. Um 1948 gab es Korrespondenzen mit deutschsprachigen Ausländern, Amerikanern. Davon war nichts geblieben. Der Westberliner Topf stand auch ohne Mauer zum Kochen auf dem Feuer. Ich war die einzige Nichtwestberlinerin in der Gruppe. Es entstand in dieser Gruppe, wurde aber von den Mitgliedern nicht abgesegnet. Ich saß damit zwischen allen Stühlen. In Ostberlin durfte niemand etwas von meiner Westberliner Dichterexistenz erfahren. Ich war vielleicht etwas leichtfertig.

Gansberg: *Die Sammlung Die Steine von Finisterre wurden 1960 gedruckt. Damit konnte in der DDR bekannt werden, was du da machtest.*

Reinig: Ja. Damals fühlte ich mich nicht stark genug, das Gedicht zu veröffentlichen. Es war in der *Eremiten*-Ausgabe von 1960 nicht drin. Aber 1963 ist es dann bei *Fischer* abgedruckt worden.

Gansberg: *Mußtest du auch 1963 noch mit Repressalien rechnen?*

Reinig: Ich rechnete mit Schwierigkeiten. Aber anders ging es nicht. Ich fühlte mich ungeheuer stark. Ich wußte, daß ich gut bin. Mich einfach umzubringen, dazu war nicht mehr die Zeit. Die Zeit mit Chruschtschow war schon schlimm genug, gerade weil ungeheure Machtkämpfe losgingen, und viele von uns Kleinen glaubten, sie konnten sich aus den Schützengräben herauswagen. Und dann stellten sie fest, daß sie eins aufs Dach bekamen. Meine Chance war zu veröffentlichen. Diese Chance bekam ich durch Wagenbach, der damals Lektor im *S. Fischer Verlag* war. Wagenbach mußte mich durchkämpfen. Goffy Fischer hat mir selbst gesagt, daß er es nicht wollte. Dafür hat er etwas anderes für mich getan. Als meine Verleger Gottfried und Tutti Fischer mit ihrem Oldsmobile vor meinem Betrieb parkten. Ich war damals Kustodin in Diensten der Stadt Berlin. Und die Leute liefen zusammen und schrien: Wo kommt dieses Auto her, und zu wem wollen diese Leute? Und ich sagte: Die kommen zu mir, das sind meine Leute. Das war wieder ein Pluspunkt für mich, und eine Menge Pluspunkte haben mir dann die Ausreise aus der DDR ermöglicht.

Maßgeblich war, daß meine Grundkonzeption stimmte. Ich wollte keinen Streit im unteren Kollektiv. So daß die Parteigruppe oder die Gewerkschaft oder die FDJ sich um mich versammelt und sagt: Christa, wir müssen dich kritisieren. Ich wollte bis oben durchschmoren. Ich wollte, daß die im Zentralkomitee sich mit mir beschäftigen. Ich wollte das kleine Christachen sein, bis zu dem Augenblick, da es mir gelingt, nach ganz oben durchzubrechen, daß es kracht. Das ist nicht mit Versehen oder mit Zufall geglückt. Darüber habe ich mir jahrelang den Kopf zerbrochen und gleichsam Punkte gezählt, Pluspunkt für mich, Minuspunkt in einer falsch gelaufenen Angelegenheit. Einmal traf ich auf der Straße einen Typ aus dem inzwischen verstorbenen Kulturellen Beirat. Er sah mich scheel an und sagte:

„Ich hab’ da ein Buch gesehen von einer gewissen Christa Reinig, bist du das?“ Das gefiel mir gar nicht. Aber er hat mich anscheinend nicht verpetzt. Und dann kam der große Augenblick.

Gansberg: *Wie sah der aus?*

Reinig: Ich sitz’ an meinem Arbeitsplatz. Die Tür geht auf. Herein tritt ein Fremdling und sagt: „Guten Tag, ich bin der Assistent von Professor Hager.“ Ich dachte, das ist! Und wurde gleich saufrech. Aber ich hatte den Namen Hager nicht ganz mitgekriegt. Ich wußte nicht, daß das im Augenblick der große Intellektuellenschlächter war, der den halben Schriftstellerverband umgesäbelt hatte. Es stand im *Neuen Deutschland*. Aber das zu lesen war mir zu langweilig. Und dieses Zufallsmoment der Begriffsstutzigkeit, „wer ist denn Herr Hager, ich hätte wirklich gern gewußt“, bekam ich wieder als einen Pluspunkt auf meine Rechnung. Irgendwie hat ihnen meine Wurstigkeit imponiert. Ich hatte nicht das Empfinden, daß ich im Keller landen würde. Außerdem fühlten sich die Unteren Ebenen umgangen. Das gefällt denen da unten gar nicht, daß sie in Sachen Christa Reinig Direktiven bekommen. Das hatte ich übrigens schon mehrmals herausbekommen. Die Rechnung: „Mein Freund, der Herr Minister“ und „Meine Genossen im Zentralkomitee“ und „Das werde ich dem Johannes R. Becher melden!“ geht niemals auf. Sondern die kleinen Leute muß du auf deiner Seite haben. Die müssen ganz verärgert sein: Wie kommen denn die da oben dazu, uns Vorschriften zu machen? Und außerdem unsere harmlose Christa, die uns so ans Herz gewachsen ist. Wenn die plötzlich weg wäre, dann fehlte uns was. Das sind Stimmungen. Aber mit denen muß du rechnen. Und plötzlich sind sie ein Wind, mit dem du nach Westen segelst, obwohl die Leute, die dir diesen Wind gegeben haben, das nicht wollten. So hat sich meine Ausreise nach dem Westen aus kleinen Punkten und günstigen Winden ergeben.

Gansberg: *Die Ausreise nach dem Westen bekamst du 1964 anläßlich des Bremer Literaturpreises.*

Reinig: Ja.

Gansberg: *War die Publikation der Finisterre-Texte 1960 tatsächlich so gefährlich?*

Reinig: Ja. Das haben sie aber nicht mitgekriegt.

Gansberg: *Weil das so ein kleiner Verlag war?*

Reinig: Und mit einer Auflage von 200 Stück. Aber ich habe von da an mit allem gerechnet, und da traf ich auch den Typen auf der Straße, der das mitbekommen hatte. Aber die Große Aktion in Sachen Christa Reinig mit Genossen Hager und dem Zentralkomitee ging erst 1963 los. Da waren einige dieser Gedichte mit anderen, neuen, im *S. Fischer Verlag* erschienen.

Gansberg: *Eine Frage zur „Ballade vom blutigen Bomme“. Gibt es da ein reales Vorbild?*

Reinig: Es gab einen Bomme Redzinski aus der Gladowbande. Er war ein Krimineller. Die Gladowbande wurde vor Gericht gestellt und bekam die Todesstrafe, obwohl die doch abgeschafft sein sollte. Räuberhauptmann Gladow und Bomme wurden hingerichtet. Ich habe auch auf den Räuberhauptmann Gladow ein Gedicht gemacht... Aber das gefiel mir nicht, und ich warf es weg. Dann wollte ich, angeregt von Oscar Wildes „Ballade im Zuchthaus von Reading“, mal ein richtiges Zuchthausgedicht machen. Ich fing mit den Innereien einer Gefängniszelle an: „Eisentür und Eisenbett.“ Da es gereimt werden soll, kommt ja nichts weiter heraus als: „Dicht daneben das

Klosett.“ Und da wußte ich, daß ich die tragische Empörung nicht durchhalten konnte. Es wurde ein lustiges Gedicht und eine Parodie auf die Ballade Oscar Wildes.

Gansberg: *Und mit diesem Gedicht bist du auch herumgezogen und hast es vorgetragen?*

Reinig: Und bebildert. Ich hatte mein Manuskript zu einem Büchlein gebunden und farbige Scherenschnitte dazu gemacht. Die Guillotine in rot und schwarz. Und dies Gedicht wurde sehr schnell veröffentlicht.

Gansberg: *Beim Höllerer in seiner Anthologie Transit?*

Reinig: Ja, Höllerer verdanke ich meinen Durchbruch.

Gansberg: *Wann hast du mit dem Buddhismus angefangen?*

Reinig: Den ersten Schub bekam ich als Lehrling. Ich las neben Karl May sehr viele Reisebeschreibungen. Was hat meine Mutter für Geld ausgegeben! Jedes Weihnachten, zu jedem Geburtstag lag die Neuerscheinung über Tibet, die Mongolei, Indien, China auf meinem Tisch. Aber Karl May hat sie mir nie gekauft. Den mußte ich von meinem Taschengeld bezahlen. Jedenfalls bekam ich sehr früh unglaublich viele Informationen über Buddhismus, allerdings völkerkundlich gefärbt. Nach dem Krieg hörte ich eine Sendung, in der ein russischer Offizier, der in den Westen übergetreten war, sagte: „Wenn der Haß dem Haß antwortet, wo soll der Haß enden. Das ist ein Spruch von Buddha.“ Heute weiß ich ganz fachlich, wieviel Buddhismus bei den Russen eingeflossen ist, von den Nihilisten bis zu den Marxisten. Aber damals war ich ganz platt, daß ein Russe mit Buddha kommt. Und es hat mir gefallen. Dann kam der nächste Schub. Ein Freund von mir, der in der Weimarer Republik ein Funktionär des Kommunistischen Jugendverbandes war, hatte die Schnauze voll und wollte sich aus der Partei schmeißen lassen. Aber die Partei wollte ihren verdienten Genossen nicht loswerden. Er war Gefängnispädagoge. Er hätte auch christlich sein können. Aber er wußte, daß er dann gefährdet ist. Er ließ sich ein Parteiverfahren auf den Hals laden. Es war ein Wagnis ohnegleichen. Und er sagte: Liebe Genossen, ihr müßt mich rausschmeißen, denn ich bin Buddhist. Dann gab es eine marxistisch-buddhistische Diskussion. Und er blieb Sieger. Es war noch in der Stalinzeit, und sie haben ihn laufenlassen müssen. Und ich dachte: Das also gibts, es gibt ein Argument, das stärker ist und marxistische Argumente stechen kann. Dann lernte ich japanische Haikus kennen und mit ihnen den japanischen Zenbuddhismus. Das war 1953. Ich habe nach den Büchern geatmet und meditiert. Das war gefährlich. Du darfst das nicht ohne Anleitung und Überwachung tun. Ich bin übereifrig und unbedacht in okkulte Erlebnisse abgerutscht, ohne daß ich mir das, was ich an mir beobachtete, erklären konnte. Ich driftete wieder ab. Erst 1968 begann ich regelmäßig und systematisch buddhistische Literatur zu studieren. Ich begann damit, daß ich mich frühmorgens in den Buddhasitz niederließ. Dann las ich alles, was aus dem Pali-Buddhismus ins Deutsche übersetzt war. Ich schaffte mir auch eine Pali-Grammatik an, denn ganz ohne Vokabeln geht es nicht. Jeden Tag las ich etwa von 7 Uhr bis 12 und machte mir Notizen. Dann aß ich die erste und letzte Mahlzeit des Tages, auch Fleisch oder Wurst. Ich war damals nicht vegetarisch. Dann wieder Meditation, spazierengehen, Geld verdienen, notwendige geschäftliche Unternehmungen. Abends wieder meditieren. Ich brachte nichts durcheinander.

Wenn ich den südlichen Buddhismus studierte, interessierte ich mich nicht für andere Formen. Ich übte bei einem thailändischen Mönch. Wenn ich Zen machte, machte ich Zen und war auf japanisch eingeschworen und machte einige vorschriftsmäßige Sesshins mit einem japanischen Meister. Der Zufall fügte es, daß ich gerade über der Beschäftigung mit dem tibetischen Buddhismus dem Dalai

Lama die Hand schütteln durfte. So fügte sich eines zum anderen. Aber wenn ich in der Straßenbahn saß, waren um mich Leute, die waren Katholiken, und was bin denn ich? Eine Sektiererin? Was ist eigentlich ein Buddhist? Bin ich denn Buddhistin? Ich will doch gar nichts anderes sein. Aber ich kanns nicht sein. Denn Buddhismus ist etwas, das es gar nicht gibt. Da gibt es einen Zen-Spruch: „Töte den Buddha!“ Und plötzlich war alles weg wie eine Seifenblase. Es war, als wäre es nie gewesen. Es hat mich von einem Tag zum anderen nicht mehr interessiert. Es bleibt der Buddhismus als einzigartige Erfahrung. Dieses erstaunliche Alles-zu-Ende-gedacht-Haben. Die vollkommenste, geschlossenste Ideologie, die es gibt. Und plötzlich ist da nichts.

Gansberg: *Und wann war diese Erfahrung „Töte den Buddha“?*

Reinig: 1974. Ich habe an meiner Lebensbeschreibung gearbeitet. Da war unheimlich viel Buddhismus drin. Durch diese Arbeit bin ich vieles losgeworden. Ich fand mich auf einer Anderen Seite wieder. Ich bin durch etwas hindurchgegangen. Es gab eine Zeit, da war der Buddhismus ein fanatischer Ernst. Plötzlich wars ein Spiel. Ich war frei. Und diese Freiheit war auch eine Befreiung vom Buddhismus. Ich konnte schon gar keinen europäischen Quatsch mehr lesen: Das einzig Wahre stand in den buddhistischen Schriften. Gegen diesen Druck habe ich einen Band Scherzgedichte gemacht: *Papantscha*. So, dachte ich, jetzt lynchen mich die Buddhisten. Aber das taten sie nicht, sie lachten.

Gansberg: *Wie war deine Erfahrung von 1964. Du fandest dich plötzlich im kapitalistischen Westen wieder, auf dem freien Literaturmarkt und mußttest von der Literatur leben. Wie kamst du zurecht?*

Reinig: Zunächst hatte ich einen schönen Batzen Geld in der Hand. Das ist schon immer sehr gut.

Gansberg: *Den Bremer Literaturpreis?*

Reinig: Ja, aber ich hatte nichts. Keine Wohnung, keine Kleidung, nichts, gar nichts. Ich mußte Pfennigfuchserarbeiten machen. Du bist ja nun bekannt, und dann heißt es: Schreiben Sie was für diese Anthologie, schreiben Sie was für jene Anthologie, wir brauchen einen Essay über „Springbrunnen“, schreiben Sie etwas zu dem Thema: „Ein Mensch geht verloren“, beantworten Sie die Frage: „Was ist der Sinn des Lebens?“

Dann habe ich Lesereisen beantragt. Ich habe innerhalb von sechs Wochen in achtundzwanzig Städten gelesen, manchen Tag zweimal hintereinander. Ich dachte, jetzt bin ich eine Geschäftsfrau, und kaufte mir eine große Geldtasche, wie sie in meiner Kindheit die Gemüsemarkthändlerinnen hatten. Ich habe mit Literatur Geld verdient und fragte mich: Ist es das, was du wolltest? Nee, das ist es nicht. Aber die Kasse muß stimmen. Literarisch war es die Gefahr des Zugrundegehens. Nicht drüben, sondern hüben lauerte die Gefahr der künstlerischen Vernichtung. Aber ich hatte gute Freunde. All die alltäglichen Angelegenheiten, die es im Osten gar nicht gibt, von der auch der Ostler, der sich, intensiv mit westlichen Dingen beschäftigt, gar nicht ahnt, daß es sie gibt: Versicherungen, Bausparvertrag, Umsatzsteuer. Was machst du, wenn eine französische Gräfin im Vorübergehen sagt: „Besuchen Sie mich mal in Paris?“ Oder wenn ein Agent dich mit Telegrammen bombardiert: „Unterschreiben Sie Vertrag.“ Wie sehen überhaupt die Verträge aus, die ich eventuell niemals unterschreiben darf. Wie ist das, wenn eine nette Dame vor der Tür steht und mir einen Teppich verkaufen will? Das kann doch ein Ostler nicht wissen. Oder es klingelt, und es kommen zwei Herren vom Wohnungsamt, und wenn sie wieder gehen, stellst du fest, daß deine Brieftasche und dein Bankbüchlein fehlen. Es gibt Dinge, die können dir im Osten einfach nicht passieren. Aber im Westen sind sie so alltäglich, daß du einen Menschen brauchst, der dir erzählt, was im freien Westen alles möglich ist. Ich habe gute Berater gehabt, die mich in die alltäglichen Einzelheiten des westlichen Lebens eingewiesen, meine ersten

Schritte kontrolliert haben, so daß mir viel Böses, das ungeleiteten Ostlern passiert, nicht passieren konnte. Trotz diesem ständigen „Christa, paß auf dich auf!“ hab’ ich dann noch jeden Mist gemacht. Um ein Haar habe ich das, was ich eigentlich wollte, gute Literatur machen, im Westen verwirkt.

Gansberg: *Was meinst du damit „... jeden Mist gemacht“? Also auch Dinge, die gedruckt worden sind?*

Reinig: Nur! Es gab keine Anthologie ohne Christa Reinig. Die Kasse muß klingeln. Natürlich habe ich mein Auge gleich aufs TV geworfen. Aber da haben sie mich nicht rangelassen. Zum Glück, kann ich sagen. Das ist die große Gefahr: Geld verdienen müssen mit Literatur.

Gansberg: *Du bist öfter bei der Gruppe 47 gewesen?*

Reinig: Ein einziges Mal. Ich bin öfter eingeladen worden. Aber ich habe nur an der Tagung in Schweden teilgenommen.

Gansberg: *Warum?*

Reinig: Die Richtung hat mir nicht gepaßt.

Gansberg: *Hängt das vielleicht auch damit zusammen, daß du überhaupt einen Widerstand gegen Gruppen oder eben Ideologien wie den Marxismus nicht von der guten Seite her kennengelernt hast, daß du eine Individualistin bist?*

Reinig: Kann ich nicht sagen. Ich glaube, ich kann sehr fanatisch sein, kann mich in etwas hineinsteigern. Mein Leben ist gepflastert mit Ideologien, durch die ich hindurch mußte wie durch die Masern.

Gansberg: *Aber für dich allein?*

Reinig: Glaub’ ich nicht. Wenn irgend etwas in meinem Sinn läuft, kann ich ganz schön Mitläuferin sein. Stell dir vor, du bist Kumpel unter Kumpeln, Schriftsteller unter Schriftstellern, das klebt von Schweiß zu Schweiß zusammen, und das Große Geld kommt angerollt. Das könnte mir schon gefallen. Ich versuche mir einzureden, daß ich richtig bin. Und plötzlich vertrage ich das Klima nicht. Das ists. Es ist gar nichts, über das ich mir den Kopf, zerbreche. Ich hab nur das Gefühl: Hier muß ich raus!

Gansberg: *Mitte der sechziger Jahre hast du einen Verlagswechsel vollzogen. Du bist vom Fischer Verlag weg und zur Eremitenpresse gegangen.*

Reinig: Ich hatte das Manuskript fertig. Das war *Orion trat aus dem Haus*. Ich wußte, das ist die beste Prosa, die ich geschrieben hatte. Ich dachte: Da werden sich die Fischerleute aber freuen. Pustekuchen! Die Fischerleute haben sich überhaupt nicht gefreut. Der damalige Lektor hat mir den Text so zusammengestrichen, daß nichts mehr übrig blieb. In diesen Streichungen erkannte ich eine gewisse Zielstrebigkeit. Es waren die Pointen weggestrichen. Damit war die jeweilige Geschichte kaputt. Es brauchte sie gar nicht zu geben. Eine Geschichte hieß „Zwillinge“. Sie beginnt mit dem Satz: „Sie wußte nicht, daß sie ein Zwilling war.“ Und das ist die Pointe. Die Geschichte beginnt mit der Pointe. Dann wird erzählt, was die Frau, die nicht weiß, daß sie ein Zwilling ist, erlebt mit einem wildfremden Menschen, der sie doch gar nichts anzugehen scheint. In dieser Geschichte war ausnahmsweise nichts

geändert. Außer einem: Der erste Satz war gestrichen. Ich reagiere nicht schnell. Ich habe eine gewisse Transusigkeit, in der ich erst einmal alles einstecke, was mir widerfährt. Ich gehe davon aus, daß die andere Seite recht hat, sieh da! Ich hab' mich wieder einmal geirrt. So, dann versuche ich, es anders zu machen, umzudenken. Manchmal hat die andere Seite tatsächlich recht. Dann ist mir ja nichts Böses widerfahren. Aber meistens komme ich plötzlich aus dem Mustopf. So auch hier. Ich nahm die Korrekturen hin und überlegte mir, wie ich den Rest, den der Lektor mir gelassen hatte, mit einer Rahmenerzählung hinbekommen könnte. Das tat ich ein ganzes Wochenende, sechsenddreißig Stunden bis in den Schlaf hinein. Dann erkannte ich, daß ich im Recht gewesen bin. Da gabs einen Briefwechsel. Ich schrieb, daß ich nicht einen Satz, nicht ein Wort ändern würde. Der Lektor schrieb zurück: „Ich will Sie doch vor der Kritik bewahren.“ Ich schrieb: „Ihre Aufgabe ist es, mich der Kritik auszusetzen, nicht mich zu bewahren. Und wenn ich verrissen werde, dann will ich für meinen Mist verrissen werden, nicht für den Mist, den der Lektor gemacht hat. Denn auf dem Buch steht mein Name und nicht Ihrer.“ Der Lektor: „O.k. Ich nehme das Manuskript, wie es ist, und drucke alles so, wie Sie es wollen.“ Ich schrieb: „Das können Sie nicht. Sie müssen das Buch, das Sie von mir drucken, verkaufen, und das können Sie nur, wenn Sie davon überzeugt sind.“ Er: „Wir wollen aber trotzdem Freunde bleiben.“ Ich „Einverstanden“. So war ich aus dem *Fischer Verlag* heraus. Aber wohin mit mir? Wie wärs mit Otto F. Walter? Der wollte mich schon mal für seinen Verlag, aber da hatte ich schon mit *Fischer* abgeschlossen. Jetzt wollte ich zu Walter gehen. Zunächst hatte ich mit den *Eremiten* verabredet, daß ich auf der Frankfurter Buchmesse eine Lesung abhalten würde. Ich kam auf die Messe, da hatten die *Fischerleute* überall herumgezählt: Die Reinig hat ein neues Manuskript, das ist die letztunterste Kacke. Da dachte ich: Als Bettlerin will ich nicht vor Walter erscheinen. Und ich guckte mir die *Eremiten* an, wie sie fleißig und zielstrebig ihre Arbeit taten. Das gefiel mir. Aber ich hielt den Mund. Denn auch vor ihnen wollte ich nicht als Bettlerin erscheinen. Abends war meine Lesung. Ich glaube, es wäre eine ganz normale Lesung geworden mit normalem Publikum und normalen Reaktionen. Aber durch die Agitation der *Fischerleute* wurde sie einzigartig. Die Leute kamen in Massen, alle wollten Christa Reinig untergehen sehen. Und sie standen auf Krakeel. Ich hab' dir ja erzählt, daß ich eine routinierte Vorleserin bin. Ich fing also mit etwas Harmlosem an, gewissermaßen zum Anwärmen. Dann aber, als sie zuhörten, spielte ich meine beste Trumpfkarte aus, was ich gewöhnlich nicht machen würde. Aber hier mußte ich raus. Ich las die lustigste Geschichte, die ich hatte. Da lachten sie schon beim harmlosesten Sätzchen los. Normalerweise hätten sie ein Hihi und Haha gemacht. Aber am Ende der Geschichte grölten sie nur noch und schlugen sich auf die Schenkel. Jetzt hab ich einen gewissen Trick. Den mach' ich nicht immer, aber wenn ich mich mächtig fühle, mach' ich es so: Nachdem sie alle schön eingelacht sind und eigentlich nichts anderes mehr können als lachen, wirds bei mir ernst. Es kommt was Super-Tragisches. In diese Tragödie wird zunächst einmal weitergelacht. Aber dann hört ein Lacher nach dem anderen auf, das Lachen wird immer dünner, und dann ist es ganz still. Es ist, als ob es kälter geworden ist. Und dann weiß ich, daß ich gut bin, und das Publikum weiß es auch. Und weil ich ein netter Mensch bin, wirds dann wieder lustig, und zum Schluß müssen wir alle wieder lachen. Das wars. Und du glaubst es nicht. Es war nicht ein gewöhnlicher Erfolg. Es war ein tosender Beifall. Sie umarmten mich. Jemand riß mir das Maul auf und schüttete mir ein Glas Bier hinein, das mußte ich einfach schlucken. Das war natürlich nicht die übliche Christa-Reinig-Lesung. Diese Wirkung hatten mir die *Fischerleute* beschert. Jetzt war ich nicht die einzige Autorin, Nach mir ging ja die Dichterlesung weiter. Ich dachte bei mir, mehr Feinde, als ich habe, kann ich mir nicht leisten. Am anderen Morgen ging ich zu meinen Kollegen und sagte: „Sehen Sie mal, Sie werden andere Lesungen haben mit größeren Erfolgen. Aber für mich ist es auf Tod und Leben gegangen. Wenn gestern etwas anderes gelaufen wäre, wäre ich raus aus der deutschen Literatur.“ Und sie verziehen mir. Es gibt ein schönes Wort: „Das Schweigen hüten.“ Du mußt dein Schweigen hüten wie ein Hirt seine Schafe. Ich hatte das Schweigen gehütet. Die *Eremiten* glaubten, daß dieses Manuskript trotz allem, was vorgefallen war, denn doch noch bei *S. Fischer*

angenommen würde. So waren es die *Eremiten* die zu mir kamen und fragten, ob ich nicht ihre Autorin sein wollte. Da sagte ich fröhlich: Ja, das will ich.

Es war für mich die Lösung aller Probleme. Meine Kollegen sahen das anders. In dem Augenblick, als ich Autorin eines Kleinverlags war, zählten sie mich nicht mehr zu den Ihren. Sie nennen es: „Na, du bist ja nicht professionell.“ Aber ich hatte es mir von allen Seiten überlegt und fand: Die *Eremiten* sind nicht der erste beste Verlag. Sie sind die Zukunft.

Gansberg: *Und sie haben dich nie gedrängt?*

Reinig: Ich konnte machen, was ich wollte. Die andere Seite ist, daß ich dann auch Mist machte. Aber daß ich nicht lektoriert wurde, hat sich für meine besten Werke ausgezahlt. Ich kann eine Garantie unterschreiben. Alles, was unter dem Namen Christa Reinig in meinen Büchern steht, ist von mir. Welcher Autor kann das schon? Allerdings sind Dinge passiert. Ich habe Fremdwörter falsch geschrieben. Ich sagte: „Fridolin, das muß du doch korrigieren.“ Sagt er: „Ich dachte, du wolltest es so haben.“ Es war die absolute Narrenfreiheit. Aber ich glaube nicht, daß sie mir geschadet hat. Ich habe einen inneren Kompaß, und der hat mir angezeigt: Weg von *S. Fischer* hin zu *Eremiten*.

Gansberg: *Nach deinem Verlagswechsel vom Fischer Verlag zur Eremitenpresse hast du dich bei den Eremiten immer sehr wohl gefühlt. Dennoch ergab sich mit der Zugehörigkeit zur Frauenbewegung, mit der neuen Produktion, die eine entschieden feministische wurde, auch wiederum ein Verlagswechsel. 1979/80 erscheint, wenn ich es richtig sage, zum ersten Mal ein Buch von dir sowohl bei den Eremiten als auch im Münchner Verlag Frauenoffensive. Es ist der Gedichtzyklus Müßiggang ist aller Liebe Anfang. Ist das jetzt ein endgültiger Wechsel zu Frauenoffensive?*

Reinig: Zunächst gab es damals keinen Wechsel zu *Frauenoffensive*. Sondern wir hatten abgesprochen, daß die Taschenbuchausgaben von der *Eremitenpresse* an *Frauenoffensive* gegeben werden. Allerdings hatten wir Diskussionen zu dem Thema: Liebe *Eremiten*, eure Autorin ist jetzt Feministin, wie gehts mit uns weiter? Die *Eremiten* sagten: „Wir sind ja doch auch Feministen.“ Auf dieser Basis habe ich erst einmal durchgesetzt, daß die Taschenbuchausgaben an *Frauenoffensive* gingen. Jetzt hatte ich ein Problemehen am Hals, das war älter als die Frauenbewegung: Was mache ich, wenn meine *Eremiten* in Richtung Porno (heute nennen wir es Macho-Sex) abdriften. Ich kann doch den *Eremiten* nicht die Freundschaft aufsagen, nur weil da etwas erscheint, auf das ich „zickig“ reagiere. Daß meine Frauenehre beleidigt werden konnte, dachte ich nicht, denn ich glaubte, daß ich mit meinem Sauersein auf Macho-Sex einer weiblichen Randgruppe angehörte. Schließlich bin ich auch kein Kind von Traurigkeit. Ich trat die Flucht nach vorn an und versuchte mich selbst an einigen Soft-Porno-Texten, Aber irgendwie ging mir die Sache gegen den Strich. Dann trat der Streitfall ein, 1981. Ich war mit der Ausstattung meiner Bücher durch die *Eremiten* immer zufrieden, und wir hatten ein Abkommen, daß ich ihnen da nicht dreinrede. Ich verließ mich darauf, daß ein Buch bei den *Eremiten* auch eine bibliophile Kostbarkeit sein würde. Da erschien mein Text *Mädchen ohne Uniform* ausgestattet mit Grob-Porno-Graphiken. Ich konnte es nicht fassen! In einem Buch von mir und einem feministischen Text Abbildungen von Frauen, die statt der Gesichter Geschlechtsteile hatten. Weiber mit Mösenfressen in der Sprache der Macho. Auch die anderen Abbildungen waren frauenfeindlich. Dann hatte ich stundenlange Telefonate. Ich sagte: „Kannst du nicht begreifen, daß du damit meine Ehre gekränkt hast?“ – „Nö.“ – Er konnte überhaupt nicht begreifen, wovon die Rede ist. Das sind eben die zwei Sprachen, die Frauen und Männer nicht gemeinsam haben, der große Unterschied. Und da ging es eben nicht weiter.

Gansberg: *Du wolltest damals den Kontakt mit dem Verlag abbrechen?*

Reinig: Fridolin sagte: „Es kommt mir vor, als seist du gestorben.“ Ich dachte, na, gestorben bin ich nicht, aber mir kommts vor wie eine Scheidung. Das wars auch. Es war just wie eine Ehetrennung. Und wenn alles auseinanderdividiert ist, dann kann man wieder „Guten Tag“ sagen. Ich kannte die *Offensiv*frauen seit 1976. Ich hatte auch einmal gesagt: „Wenn ich von den *Eremiten* weggehe, komme ich zu euch.“

Gansberg: *Das war nicht der erste Fall einer pornographischen Graphik. Auch bei dem Buch Entmannung haben sich die Eremiten einiges geleistet.*

Reinig: Ja, Abbildungen von Frauen, mit durch die Brustwarzen gezogenen Ringen. Damals habe ich gelacht und gesagt: „Da hat das männliche Unterbewußtsein zurückgeschlagen.“ Ich habe ihnen zugestimmt, daß sie nicht wußten, was sie taten. Und außerdem fand ich die Graphiken sehr gut. Sie waren sado-masochistisch, aber ästhetisch. Und ein gutes Kunstwerk hat immer recht. Da dachte ich: Was solls!

Gansberg: *Ich möchte jetzt auf das Jahr 1971 zurückgehen. Da hattest du einen schweren Unfall und bist von einem Arzt falsch oder gar nicht behandelt worden. Die Folge war eine schwere Körperbehinderung aus unterlassener Hilfeleistung. Mit diesem Datum hat sich dein Leben geändert. Und das hat sicherlich auch Folgen für die Produktion gehabt.*

Reinig: Ich bin von einem Tag auf den anderen aus der Welt gewesen. Die Geschäftsfrau mit der Geldtasche gab es nicht mehr. Keine Lesereisen. Keine Maschinenschreibe. Ich konnte ja nicht mal an einem Schreibtisch sitzen und in die Maschine tippen. Nicht auf die Straße gehen, nicht in Bibliotheken, Bücher ausleihen. Ich hatte mir einen Bücherständer angeschafft, so daß ich im Liegen lesen konnte. Ich lag den ganzen Tag lang auf der Erde und guckte in die Röhre. Ich tat nichts als fernsehen. Ab und zu kamen Freunde, packten mich ins Auto und fuhren mich zur medizinischen Behandlung. Tagelang sah ich keinen Menschen. Wenn ich einkaufen gehen mußte, hatte ich einen Taschenspiegel, damit ich wenigstens die Ampel an der Kreuzung sehen konnte. Dann bekam ich eine Spezialbrille. Die wurde extra für mich gebaut. Fast ein Jahr wurde daran herumgebastelt. Dann bekam ich sie auf die Nase und wagte mich wieder in die Stadt. Ich stand vor einer U-Bahnstation. Ich kannte die U-Bahn noch gar nicht. Ich kannte München nur ohne U-Bahn. Alle Verkehrswege hatten sich verändert. Ich dachte, ich wills doch einmal wagen. Ging vorsichtig die Treppe hinab und stand auf dem Bahnsteig. Ich dachte, ich wills auch weiter wagen. Ich steige einfach ein, fahre eine Station, gehe auf die andere Seite hinüber und fahre mit dem Gegenzug wieder zurück. Ich legte mir jeden Schritt ins Unbekannte, das es ja war, im Kopf zurecht. Dann brauste der Zug heran, ich stieg ein und tat, wie ich es mir vorgenommen hatte.

Gansberg: *Wann hast du die Brille bekommen?*

Reinig: Das kann ich jetzt gar nicht mehr... Der Unfall war 1971, ich glaube, ich bekam die Brille 1973. Damit wurde ich wieder beweglich. Ich kann zwar nicht reisen. Aber ich kann mich in München einigermaßen zurechtfinden. Wenn ich aus dem Haus gehe, habe ich immer einen Stadtplan bei mir. Damit komme ich irgendwie durch.

Gansberg: *Du fährst auch zur Staatsbibliothek?*

Reinig: Die Zeit ohne Bücher war schrecklich. Auch die Strecke zur Staatsbibliothek habe ich mir Schritt für Schritt erarbeiten müssen.

Gansberg: *Wie hat sieb in der Auseinandersetzung mit deinem Schicksal deine literarische Arbeit verändert? Ich denke an dein Buch Die himmlische und die irdische Geometrie.*

Reinig: Zunächst einmal ist das zur Realität geworden, was mir von Zeit zu Zeit angehängt wurde, daß ich zu meinem Vergnügen das Papier schwärzte. Nun war ich wirklich aus der Literaturszene heraus. Wenn ich jetzt noch schrieb, wars ein Hobby, ein Zeitvertreib. Die Frage ist, warum ichs überhaupt tue. Vielleicht aus Gewohnheit, weil ichs nicht lassen kann? Ich hatte plötzlich einen anderen Grund zu schreiben. Zunächst einmal lebte ich in dem Glauben, daß mir ein Unrecht geschehen war. Das, was du hier vor dir siehst, ist nicht die Folge eines Unfalls oder das Ergebnis eines Wirbelsäulerrheumas, wie ich es ja vordem schon gehabt habe. Es ist auch nicht ein ärztlicher Kunstfehler. Es ist einfach unterlassene Hilfeleistung. Ich lag im Bett, und jeden Tag ging der Schwarm der Ärzte an mir vorbei, der Chefarzt sagte mit schon angehobenem Bein: Na, wie gehts? Und wenn ich sagte: Ich habe Schmerzen, war er schon, am nächsten Bett. Die Lieblingsbeschäftigung der Ärzte, schmerzlindernde Mittel zu verordnen, nicht einmal das! Dann sagte ich: „Ich möchte in das Unfallkrankenhaus Bergedorf überstellt werden.“ „Machen wir!“ sagte er in seinem üblichen schnellen Vorübergehen. Am nächsten Tag hielt ich ihn auf. Ich veranlaßte ihn, an meinem Bett stehenzubleiben, und fragte ihn, ob er meine Überführung nach Bergedorf veranlaßt hatte. Das Krankenhaus war in Mölln in Schleswig-Holstein. „Sehen Sie!“ sagte er, „wenn wir Sie nach Bergedorf überstellen sollen, dann müssen wir das in München beantragen, wo Sie doch wohnen. Und ehe wir die Antwort aus München haben, sind Sie hier sowieso längst raus.“ Audienz beendet. Und ich lag da. Zunächst bekam ich die Möglichkeit, in das Sanatorium einer Möllner Ärztin zu kommen, die mich soweit auf die Beine stellte, daß ich überhaupt nach München gelangen konnte. In München hatte ich einen guten Arzt, zu dem ich wieder ging. Er war sehr verzweifelt und tat alles, um mich überhaupt existenzfähig zu machen. Eigentlich war ich ja ein Fall fürs Pflegeheim. Aber du siehst mich hier in meinem Puppenstübchen, und einigermaßen gehts weiter. Wenn ich mir hätte meinen Wunsch erfüllen können, ich hätte die Ärzte des Krankenhauses Mölln verklagt. Aber dann wären genau die Ärzte, die mir geholfen haben, hineinverwickelt worden, sie hätten gegen ihre Kollegen aussagen müssen. Alle meine Freunde waren so lieb und nett und klagten: Ach, was für ein Unglück ist dir widerfahren. Dann antwortete ich nicht mit diesen glatten Worten, die ich jetzt zu dir sage, sondern etwas diplomatisch verpackt: „Ich bin kein Unglücksfall, sondern ein Verbrechensopfer.“ Und schon ging der eiserne Vorhang runter, und ich wußte: Christa, du bist allein. Dann rollte eine uralte Tante von mir im Rollstuhl an und sagte: Ich habe deinen Fall genau studiert. Du kannst dein Recht bekommen. Ich mache das mit dir. Ich geh’ mit dir vor Gericht. Ich steh’ dir bei. Da dachte ich: „Nein, das ist nicht der richtige Beistand.“ Aber irgendwie wollte ich es nicht auf sich beruhen lassen. So schrieb ich die Dinge auf, die dann in dem Buch stehen. Es sollte doch nicht vergessen sein.

Gansberg: *Jetzt möchte ich dich nach deinem Wohnviertel fragen. Du wohnst seit fast zwanzig Jahren im Münchner Norden. Kannst du dieses Viertel ein bißchen beschreiben?*

Reinig: Die ältesten Bewohner können sich noch daran erinnern, daß dies ein Dorf war. Als ich hierher zog, war alles aufgerissener Bauplatz mit einigen kleinen Häuschen. Ich bin jahrelang durch Bauschutt und Mörtel gewatet. Das Wahrzeichen unserer Gegend sind die BMW-Werke. Das bedeutet, daß alle Leute, die hier Grund und Boden als Eigentum haben, total verrätzt sind. Eine Straße weiter kannst du die Luft nicht mehr atmen, wenn du nur von der Bushaltestelle zur Wohnung eilst. Hier ist es etwas besser. Weil wir eine schöne Grünanlage haben, kann ich das Fenster öffnen und bekomme etwas Atemluft. Außerdem bin ich nicht so empfindlich. Pauli, die ja täglich hier ist, leidet sehr, wenn sie auch nur zum Müllcontainer oder zum Parkplatz geht. Für viele Leute ist die Umweltverschmutzung einfach nicht mehr auszuhalten. Hier wird also alles versammelt, was woanders keine Wohnung finden kann,

zunächst ich, dann die Obdachlosen, dann die Gastarbeiter, nun die Asylanten. Und du wirst lachen. Es geht gut. Es gab Zeiten, da haben sich die Bewohner hart gegen die Obrigkeit gewehrt. Es gab Bürgerinitiativen, kirchliche Hilfsorganisationen, Rote Hilfe, Spontis, Alternative, KP-ML. Aber wie das so ist mit dem Aufstand der Massen: Die da oben lassen einfach die Zeit vergehen. Später im Frauenzentrum traf ich Frauen, die schon als Spontifrauen gegen die Zustände bei BMW gekämpft hatten. Nun kämpften sie als Feministinnen weiter, und das ist auch schon wieder zehn Jahre her. Die Leute, die die Macht haben, haben auch die Zeit: Und das Volk geht nach Hause.

Gansberg: *Und du fühlst dich wohl in diesem Viertel?*

Reinig: Ja.

Gansberg: *Es gibt einen Widerspruch, den ich nicht auflösen kann. Auf der einen Seite hast du einen scharfen Blick für gesellschaftliches Unrecht, auf der anderen Seite hast du dich vehement gegen politische Befreiungsbewegungen gewehrt, die sich ideologisch auf den Marxismus berufen.*

Reinig: Als ich hier ankam, war ich ein bundesbürgerlicher Chauvinist.

Gansberg: *Aber du warst doch noch gar nicht Bürger?*

Reinig: Doch, ich war im Osten ein Bundesbürger. Ich kannte diesen Staat gar nicht, habe mich aber total mit ihm identifiziert, deshalb wollte ich ja hierher. Und deshalb, vermutlich, haben sie mich auch ausreisen lassen. Für mich ist die Bundesrepublik die Arche Noah, deshalb reagiere ich auch empfindlich auf die Leute, die in diese Arche ein Loch schlagen wollen. Ich sehe nicht die Rettungsboote, in die wir dann umsteigen. Ich bin Feministin. Warum bin ich Feministin? Weil ich die Meinungsfreiheit habe, es öffentlich anzusagen. Die hätte ich in der DDR nicht. Das ist doch schon was wert. Schau dir nur mal an, was ich veröffentlicht habe, Hätte ich das in der DDR auch veröffentlichen können? Nicht einmal mein Geschimpfe gegen dieses Macho-System. Ich kämpfe gegen das kapitalistische Macho-System. Könnte ich das unter der roten Fahne?

Gansberg: *Und mit unserer Linken?*

Reinig: Ich war Sozialdemokratin. Jetzt bin ich Feministin. Das ist meine Partei, obwohl ich sie gar nicht wählen kann.

Gansberg: *Du wolltest also nicht bei unseren Linken mitmachen?*

Reinig: Ich will dir was sagen: Eines Tages hörte ich auf, alles rosa zu sehen. Eines Tages fing ich an, die Misere hier zu begreifen. Dann ging ich in den Flur und suchte den Lichtschalter. Ich fand ihn nicht. Ich stand im Dunkeln und suchte, und dann erkannte ich: Ich hatte den Lichtschalter da gesucht, wo er einst in Ostberlin in der Milastraße war. Und da wußte ich, ich bin im Westen angekommen. Die Wunde hatte sich geschlossen. Mein neues Leben schloß nahtlos an das alte Leben an. Solange ich hier herumhockte und das westliche Leben genoß, war ich eben ein Ostflüchtling und weiter nichts. Und eines Tages war ich hier zu Hause, so als wäre ich hier geboren. Und genau da hörte mein bundesbürgerlicher Chauvinismus auf, und es war mir auch egal, ob Deutschland Fußballweltmeister wurde oder nicht.

Gansberg: *Ich habe den Eindruck, daß du wenig Marx oder Engels oder Luxemburg gelesen hast.*

Reinig: Das ist eine gewisse Trotzreaktion. Marx und Engels las ich nicht, weil es mir abverlangt wurde. Genau wie ich Shakespeares *Lustige Weiber von Windsor* nicht kenne, weil es nämlich meine vorgeschriebene Prüfungslektüre war. Beschreiben Sie die Entstehung der frühkapitalistischen Gesellschaft in England anhand von Shakespeares *Lustige Weiber von Windsor*. Auf diesen Shakespeare wollte ich gern verzichten haben. Einmal ging ich in die Ostberliner Staatsbibliothek und wollte Rosa Luxemburgs Reden und Aufsätze ausleihen. Ich dachte: Endlich ein Buch, das ich mir nicht genehmigen lassen muß. Ich lieh mir gern Bücher aus dem Giftschränk aus: Sex und Crime, Raymond Chandler und Magnus Hirschfeld, für alles mußte ich eine Sondergenehmigung beantragen. Vieles bekam ich gar nicht heraus, sondern durfte es nur im Lesesaal einsehen. Manches wurde mir abgeschlagen. Musils *Mann ohne Eigenschaften* durfte ich im Lesesaal schmökern. Auch Simone de Beauvoir war mir im Lesesaal erlaubt. Die Gründe, die ich erfand, waren außerordentlich phantasievoll. Ich mußte mich anstrengen, mir etwas einfallen zu lassen. Ich dachte, für Rosa muß ich mir nichts einfallen lassen. Ein Buch mit einem roten Punkt auf dem Rücken wurde durch den Raum getragen. Ich grinste, das ging mich heute nichts an. Das Buch kam auf mich zu: Rosa Luxemburg aus dem tiefsten Giftschränk geholt. Es gab auch Bücher mit blauem Punkt. Die waren nicht so explosiv. Ich weiß nicht, was mir eingefallen ist. Jedenfalls mußte ich mir von der Bibliotheksdirektion eine Sondergenehmigung holen, um Rosa Luxemburg lesen zu dürfen. Nun, wenn mir damals jemand gesagt hätte, du bist nicht marxistisch, dann hätte ich das nicht geglaubt. Ich hatte sogar einen Vorbehalt. Wenn ich meinen Studienkollegen von der Arbeiter-und-Bauernfakultät beim Spinnen zuhörte, dachte ich, ihr seid die Idealisten, ich bin Materialistin, ihr seid die Phantasten, ich bin Dialektikerin. Ich glaube, so um 1952 war ich ein wenig auf die DDR versessen. Aber 1953 gingen die Parteikämpfe los, da kriegte ich auch eins aufs Dach. Da verging mir der Spaß an DDR und Arbeiter-und-Bauernfakultät.

Gansberg: *Du schreibst, daß du eine Phase als Anarcho-Syndikalisten hattest, was hast du da gelesen?*

Reinig: Zunächst die Bücher aus Mutters Giftschränk: Upton Sinclairs *Boston*, die Geschichte von Sacco und Vanzetti. Dann Upton Sinclairs *Die goldene Kette*. Zu einer Zeit, in der ich die einfachsten Formalitäten der Dichtkunst nicht kannte, war ich doch durch Sinclair schon über die gesellschaftlichen Zusammenhänge belehrt. Trotz meiner Abscheu, mich politisch einzuordnen, hätte ich niemals „poesie pur“ machen können, sondern immerdar „literatur engagée“. Dann der frühe Gorki, der noch nicht marxistische, der Nietzscheaner Gorki, ungeheuer nihilistisch. Wobei das Wort Nihilist und die Erzählungen, die ich im Familienkreis von diesen Nihilisten hörte, mich tief beeindruckten, sie hatten beinahe die Wirkung von E.A. Poe. Poes „Im Strudel des Maelstroms“, kein politisches Werk, nichts von Anarchismus. Und doch eine Geschichte, nach der ich mein Leben eingerichtet habe. Ich war dreizehn Jahre alt, da dachte ich, so wie der Matrose, der im Strudel des Maelstroms von seiner schnell rotierenden Kiste auf das langsam laufende Faß überwechselt, so will ich es machen. Im Untergang erkennen, was die Rettung ist.

Nach dem Krieg ging alles so schön durcheinander. Du konntest dir dein Schicksal aussuchen und es jeden Tag neu anfangen. Wenn dir eine Situation nicht gefiel, konntest du sie an den Nagel hängen wie einen alten Mantel. Viele Bücher vom alten *Malik Verlag* kamen mir damals unter die Hände. B. Traven bekam ich auch frühzeitig zu lesen: *Das Totenschiff*. Die mexikanischen Geschichten, das war ein Thema, dem ich sehr aufgeschlossen war. Die Dinge, die damals in Mexiko geschahen, waren für uns sehr wichtig. Die mexikanischen Revolutionen, die ja schon vor der russischen Revolution losgingen, kannten die deutschen Arbeiter. Ich habe soviel Negatives über mein deutsches Proletariat gesagt. Ich kann nun sagen, sie hatten ein Geschichtsbewußtsein. Sie wußten, was in Süd-, in Mittelamerika geschehen war. Ich weiß eigentlich nicht, wo das wichtige Land Mexiko im heutigen menschlichen Selbstverständnis geblieben ist. Mitten in der Nazizeit hatte ich Fotos der Wandgemälde

von Diego Rivera angesehen. Sie waren mir unvergeßlich. Dann gab es einen französischen Dichter Jean Giono. Er hatte ein landwirtschaftliches Kollektiv aufgebaut, mit dem er Schiffbruch erlitt. Ich glaube, ich habe fast alle seine Bücher gelesen. Dann Bakunin, Kropotkin, Sorel, die anarchistischen Theoretiker.

Gansberg: *Die hast du freiwillig gelesen?*

Reinig: Wenn es sie gab, wenn ich sie erwischte. Auf alle Fälle habe ich alles verschlungen, was es über sie gab. Gefressen hab' ich das. Und ich stand mutterseelenallein damit. Mit wem sollte ich darüber reden? Mit niemand. Und ich fühlte mich gut.

Gansberg: *Das kann ich verstehen. Aber wie ist das mit dem Prager Frühling und 1968, die Liquidierung des Prager Frühlings?*

Reinig: Dem geht der Aufstand in Ungarn voran. Ich habe ihn nicht miterlebt. Ich bin mit einem der letzten Züge von Budapest abgefahren. Als wir in Berlin ankamen, wurden wir mit Geschrei begrüßt. Alle wollten von uns wissen, was da läuft. Und wir wußten von nichts, staunten selbst. Aber wir hatten Dinge gesehen, so daß es uns einleuchtend erschien. Das konnte nicht anders als explodieren. Doch wir, die wir nur Durchreisende waren und nicht mitten in der Situation steckten, konnten es nicht voraussehen. Wir konnten es hinterher betrachten: Na ja, war ja auch nichts anderes drin. In politischen Situationen mußst du drinstecken. Die westlichen Fachleute östlicher Länder gibt es nicht. Die herumreisenden Journalisten und Korrespondenten werden von den Ereignissen überrascht wie die Meteorologen vom Wetter. 1964 kam ich in die Bundesrepublik und sagte jedem, der es wissen oder nicht wissen wollte, wie es meiner Meinung nach mit den Volksdemokratischen Verhältnissen stand. Das interessierte keinen oder nur in der Hinsicht, mir das Maul zu stopfen. Ich paßte nicht in die Richtung. Außerdem hatte ich etwas Besseres zu tun, als über den Osten zu schwafeln. Und dann 1968? Da war ich schon vier Jahre aus dem Schlamassel heraus. Und plötzlich kamen sie an: Ja, du mußt das doch wissen? Nein, ich weiß nichts, ich bin zu lange von drüben raus. Ich bin doch eine ganz gewöhnliche Westlerin. Ja, aber du hast doch damals gesagt, geschrieben... Auch heute noch passiert, daß ich vorgestellt werde: Das ist die Christa Reinig, die aus dem Osten zu uns kam. Bei Befragung würde sich herausstellen, daß die Eltern von dem, der so redet, zwei Jahre früher als ich „zu uns gekommen sind“. Nein, das lag hinter mir.

Gansberg: *Ich möchte es polemisch ausdrücken: Statt Marx hast du die buddhistische Lehre sehr stark rezipiert, und ich glaube, du hast auch viel Schopenhauer gelesen.*

Reinig: Ja, Schopenhauer.

Gansberg: *Die Lehre Buddhas, soviel ich weiß, gründet sich auf den Satz von der Leidhaftigkeit des menschlichen Daseins. Bist du aufgrund eigener Leiderfahrung zum Buddhismus gekommen?*

Reinig: Nein, sondern vom Sehen. Ich hatte schon von den Gesprächen, von den Büchern erzählt, die mich mit Buddhismus infiltrierte, doch von Gesprächen und Lektüre kannst du wieder abkommen. Du hörst was anderes, liest andere Bücher. Aber meine Entscheidung lief über das Sehen. Ich will einen solchen Augenblick schildern. Ich bin im Frankfurter Zoo und denke an alles, nur nicht an die buddhistischen Vier Wahrheiten vom Leiden. Da sehe ich, wie einige Küken aus Eiern schlüpfen. Ein Ei ist geschlossen, ein Ei hat bereits ein herausgepicktes Loch, und ab und zu siehst du ein Schnäbelchen erscheinen. Ein Küken ist dabei, die Eierschale zu durchbrechen. Da ich mir Zeit genommen habe, will

ich erleben, wie ein Küken geboren wird. In einem fürchterlichen Kraftaufwand befreit sich das Küken aus der Schale und fällt auf die Schnauze. Und dann liegt es da, und weißt du, wie es aussah? Wie ein sterbender Mensch. Der Augenblick des Geborenwerdens ist gleich dem Augenblick des Sterbens. Es war ein heulendes Elend. Es stand auf, fiel hin, stand auf, fiel hin. Der ganze Körper pumpte Atem. Die Daunen klebten wie die nassen Haare eines zu Tode Gefolterten an seinem Körperchen. Nach einiger Zeit konnte es sich aufrecht halten und ein paar Schritte wackeln, und nach abermals einiger Zeit würde es so hübsch aussehen, daß die Fotografen es für die Wochenendausgabe filmen könnten. Ich aber ging davon und dachte: Wer anders kann mir das erklären als Buddha?

Dann kennst du ja die Walt-Disney-Filme, wo die Maus über die Katze und der Frosch über die Schlange siegt. Aber ich kannte auch die sowjetischen Tierfilme, die sehr viel näher an der Wahrheit sind. Der Materialismus hat eben auch seine Meriten. Jedenfalls schummeln sich die sowjetischen Tierfilmer nicht so über die Trostlosigkeit der Naturvorgänge hinweg. Es war ein Film über die Arktis. Gezeigt wurde der Kampf einer Robbenmutter gegen einen Eisbären. Es war ein grauenhafter Kampf mit vorhersehbarem Ende. Der Eisbär verspeiste die Robbenmutter und trollte sich. Da tauchte das Robbenjunge auf. Und wie gings weiter? Wozu hatte die Robbe diesen Kampf gekämpft, um ihr Junges zu erhalten, damit über ihrem Opfer das Leben ihrer Gattung weiterging. Nun, es würde nicht weitergehen. Das Junge, sofern nicht von einem anderen Eisbären mit dem Gnadentod bedacht, würde einen noch schrecklicheren Tod sterben als seine Mutter. Die Natur, die in Ordnung ist, gibt es nicht. Leben ist Kannibalismus, denn Leben frißt Leben, anders kann es sich nicht erhalten. Ich sitze hier, mir gehts gut. Ich bin Vegetarierin, ich kille nichts als Kohlköpfe. Ich fühle mich behaglich. Aber im Grunde ist alles Nichts.

Gansberg: *Eigentlich ist Leben schrecklich und leidvoll, und es lohnt sich auch nicht. Es kann auch gar nichts geändert werden. Das ist, glaube ich, die Essenz der buddhistischen Lehre.*

Reinig: Ja, sieh zu, wie du durchkommst.

Gansberg: *Für dich allein?*

Reinig: Ich war Mitglied der buddhistischen Gesellschaft. Das waren kluge Köpfe. Sie haben mir vieles erklärt, das ich trotz meines intensiven Studiums nicht von selbst verstehen konnte. Einmal wollte ich sie verärgern. Ich sagte: „Na, wenn ich in Asien wäre, dann wäre ich Christ.“ Da lachten sie hellauf. Sie hatten keine Illusionen. Priester sind Ausbeuter, Mönche und Nonnen leben von anderer Hände Arbeit. Die Laien müssen bluten, damit die Geistlichen geistlich sein können. Das ist überall dasselbe. Leben ist Leiden. Alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht. Unser Mephisto ist ein Buddhist. Und wenn ich den strengsten Regeln des Buddhismus folge, muß ich asozial werden.

Gansberg: *Die Mönche sind ausbeuterisch?*

Reinig: Der Klerus ist ausbeuterisch. Das wissen wir seit zweihundert Jahren. Die Frage ist, warum es überhaupt noch Religionen gibt? Warum wachsen in allen Religionen die Priester immer wieder nach, obwohl sie doch mehr nehmen als geben? Weil sie etwas zu geben haben, auf das wir nicht verzichten können. Und wir zahlen ihnen jeden Preis.

Gansberg: *Du hast einen Wandteppich an der Wand, der buddhistische Motive darstellt. Kannst du die mal beschreiben?*

Reinig: Die längste Zeit meines Lebens waren mir Antiquitäten ein Greuel. Aber du siehst, was aus meinen Grundsätzen geworden ist, hier eine Buddhafigur, dort eine tibetische Kalenderplatte und an der Wand unübersehbar ein tibetisches Thangka. Ich hab es nicht gewollt. Ich wollte nicht zu denen gehören, die den tibetischen Flüchtlingen ihre Kostbarkeiten um ein Butterbrot entreißen. Aber wenn ich es nicht nehme, nehmen es andere. Und bei mir werden sie dann geehrt. Aber ich muß auch etwas damit anfangen können. Mit diesem Thangka konnte ich zunächst nichts anfangen. Auf den ersten Blick stellt es einen Reiter auf einem Elefanten dar. Sagen wir mal den Elefantengott Ganesha. Was zum Teufel ist mir der Elefantengott Ganesha? Nichts, und ich wollte auch kein Thangka. Außerdem ist das Ding so zerfetzt, daß es fast von selbst von der Wand fällt. Ich wollte es nicht. Aber ich hatte Blut geleckt, eines kommt zum anderen. Genau der rote Faden, den doch der Buddhist zerschneiden soll. Jedenfalls kaufte ich das Ding und hängte es an die Wand und dachte: Was ist das? Auf den zweiten Blick war das aber nicht der Elefantengott Ganesha. Das war ein Buddhawesen. Ein Bodhisattwa, der auf einem Elefanten reitet, das ist Samantabhadra. Dazu muß etwas über den Polytheismus gesagt werden. Es gibt eine Religionsform, die ist aus dem Gedächtnis der Menschen völlig herausgefallen. Du bist entweder Atheist oder Monotheist oder Pantheist. Aber die Menschen sind ursprünglich Polytheisten. Die Griechen sagten: „Alles ist voller Götter.“ Ein Buddhist würde sagen: „Alles ist voller Buddhas.“ Es gibt Buddhas der Zeit und des Raumes. Jede Farbe hat einen anderen Buddha. In allen sechs Welten gibt es Buddhas. Auch die Höllenwelt ist nicht von Buddhawesen verlassen. Der dort ist also der Bodhisattwa Samantabhadra, ein Buddhawesen der fernsten Vergangenheit. Er ist so fern, daß ihn das Leid der Welt nicht mehr bekümmert. Es geht ihn alles nichts mehr an. Samantabhadra ist die Erscheinungsform der letzten Entrückung, der tiefsten Zeitlosigkeit. Er hat vier Hände, das sind die vier Himmelsrichtungen, zwei sind über der Brust zusammengelegt, insgesamt hält er in seinen Händen drei Lapislazuli-Schalen. Das Lapislazuliblau gilt bei allen alten Völkern als die heiligste aller Farben. Die drei Schalen enthalten die drei Kleinode des Buddhismus: den Buddha, die Lehre, den Orden. Samantabhadra ist umkreist von sechs sitzenden Buddhas. Die Zahl sechs bedeutet immer die sechs Welten, in denen jedes Leben wiedergeboren werden kann. Die Welt der Götter ist die Welt der Dummheit, die Welt der Dämonen ist die Welt des Zorns, die Welt der Hungergeister ist die Welt des Geizes, die Welt der Hölle ist die Welt des Hasses, die Welt der Tiere ist die Welt der Angst, die Welt des Menschen ist die Welt des Hochmuts. Allein aus der Welt des Menschen kann der Buddha geboren werden. Daher lassen sich die Götter als Menschen gebären, um die Chance zu bekommen, sich zu erlösen. Wie soll ich, wie soll ich in unserer groben Sprache das zum Ausdruck bringen, um was es geht? Zunächst ist es in Büchern über Seelenwanderung zu lesen. Aber, aber. Damit deine Seele wandern kann, mußst du erst einmal eine haben. Und im Buddhismus hast du keine Seele. Du bist ein zusammengesetztes Etwas, das sich dauernd verändert. Was dich zusammenhält und dir die Illusion von dir selbst als Einheit beschert, ist deine Erinnerung. Wenn dir einer ein Loch in den Kopf schießt und dir die Erinnerung ausbläst, dann bist du ein Ding. Aber immerhin ein leidendes Ding. Und angenommen, irgendein Etwas war einst eine ägyptische Prinzessin, dann zu anderer Zeit wurde es wiedergeboren als französische Wäscherin und jetzt ist es eine amerikanische Sammlerin von buddhistischen Altertümern. Dann ist doch die Voraussetzung einer solchen Wanderung, daß es Zeit und Raum gibt. Aber nach Ansicht des Buddhismus sind Zeit und Raum Illusionen. (Und lies Kant, der sagt dir dasselbe.) Und wenn es Zeit und Raum in der wahren Wirklichkeit gar nicht gibt, kann es auch keine Verwandlung von einer Existenzform in die andere geben. Und wenn es nicht Zeit und Raum gibt, kann es auch keine Wirklichkeit, kein Wirken, keine Kausalität geben. Wenn dir genug geschwindelt hat, kehren wir zur faßbaren Illusion zurück. Da ist Samantabhadra allem weltlichen Tun entrückt, und um ihn kreisen die Buddhas der sechs Welten. Das bekam ich auf Anhieb heraus und freute mich sehr. Denn nun hatte ich eine Beziehung zu dem Ding, das ich doch gar nicht haben wollte. Aber damit sind die Bilder noch nicht zu Ende. In der rechten unteren Ecke siehst du einen Menschen auf einem Löwen reiten, er schwingt ein Schwert. Das ist ein anderer Bodhisattwa, ein Wesen auf dem Weg zur Buddhaschaft. Es ist

Manjushri, der Beschützer der Weisheit. Mit seinem Schwert schneidet er den Gedankenfaden durch, mit dem du dich einspinnst, um dich vor der Wahrheit zu retten, der Wahrheit, daß all dein Denken Illusion ist. In dem Großen Weisheits-Sutra heißt es: Das Weltall ist leer. Aber wenn es nicht mit Barmherzigkeit gefüllt wird, ist es die Hölle.

Jetzt kommt die Figurengruppe der linken unteren Ecke. Wir sehen ein kleines Menschlein, das zu einem zweiten Elefanten emporschaut. Und nun spielt der Zufall sein Spiel: Ich hatte mich mit besonderer Vorliebe mit dem Avatamsaka-Sutra, dem japanischen Kegon-Sutra beschäftigt. Die Grunderzählung gleicht einem Märchen. Das brave Kind Sudhana macht sich auf den Weg, um den Turm des Maitreya, dem Buddha der Zukunft, zu erreichen. Es kommt der Buddha der allernächsten Zukunft: Maitreya, der Liebevoller. Sudhana, das brave Kind, will nicht auf ihn warten, sondern zieht ihm entgegen. Zunächst einmal nimmt es die Belehrung des weisen Manjushri entgegen. Das Kind Sudhana ist von der rechten Ecke des Bildteppichs zur linken Ecke hinübergelaufen. Wir sehen es an der linken Ecke. Es steht vor dem Elefanten, dem Reittier des Samantabhadra. Den Rest der Geschichte kennen wir aus dem Avatamsaka-Sutra. Das Kind wurde darüber belehrt, daß es auf dem Weg dreiundfünfzig Lehrer bekommen würde. Der moderne Europäer würde „Guru“ sagen. Und alle Asiaten lachen sich kaputt, wenn sie das Wort „Guru“ hören. Das Wort Guru hat aus euro-amerikanischer Dummheit einen schlechten, anrühigen Klang bekommen. Nennen wir die dreiundfünfzig Leute, denen das Kind begegnen wird, einfach „Lehrer“. Diese Lehrer sind Verkörperungen von Buddhas. Drei von ihnen kennen wir schon. Am Anfang des Weges steht Manjushri, am Ende des Weges wird Samantabhadra stehen. Das ist der Augenblick, den uns das Thangka zeigt.

Jetzt will ich den Rest der Geschichte hinzufügen. Das Kind, das auf dem Weg zum Turm des Maitreya von einem Lehrer zum anderen geleitet wird, begegnet Männern und Frauen, Mönchen und Laien, Heiligen und Sündern, Königen und Bettlern und einer Göttin und einem Gespenst, und alle sind sie Buddha und alle sind sie Lehrer. Das heißt, der Bösewicht, der mir eine vor die Birne knallt, auch er ist Buddha, auch er ist Lehrer, und er ist ich. Und das ist das Ende der Geschichte. Das Kind Sudhana erkennt, daß es den Turm Maitreyas nie verlassen hat. Es war immer in diesem Turm, in dem alle Dinge alles und eines ist. Jedes ist es selbst, und jedes ist alles zugleich. Als ich das lernte und las, erschien es mir als ein schönes Märchen, mit dem mir die Lehren des Buddhismus klargemacht werden. Heute gibt es die Holographie, und diese holographische Technik vermittelt uns die Geschichte vom Turm des Maitreya. Jeder Teil ist er selber und enthält alle anderen Teile in sich. Er ist auch alle anderen Teile. Jetzt kommt der zweite Zufall. Wer sich mit dem Avatamsaka-Sutra beschäftigt, kommt meist nicht auf die Idee, daß es in der tibetischen Kunst davon Abbildungen gibt. Die berühmtesten Abbildungen finden sich am Tempel von Borobudur auf Java. Dann gibt es Kunstwerke in China und Japan. Aber in Tibet sucht man wohl weniger nach dem Avatamsaka-Sutra. Zufällig hatte ich mich ausgiebig mit Tibet beschäftigt, und da gibt es den großen Reformator Tsong-khapa, den Begründer der sogenannten „gelben Kirche“, dessen Oberhaupt der Dalai Lama ist. Und genau mit diesem Tsong-khapa hatte ich mich befaßt und wußte, daß Tsong-khapa sechs Erleuchtungen hatte. Wenn sich ein Mensch zu einem großen Werk berufen fühlt, dann sucht er nach Bestätigungen. Er forscht in sich, ob er auf dem rechten Weg ist, ob er auch ein Recht hat, große Dinge zu tun. Tsong-khapa suchte sein Recht in der Meditation, und er erkannte sich selbst in verschiedenen Buddhaformen. Er sah sich selbst, wie er in der Verkörperung des Samantabhadra auf dem Elefanten ritt. Und dies ist dieses Thangka. Das heißt, dieses Thangka ist Teil einer Serie. Es muß noch fünf andere Thangkas geben, auf denen dargestellt ist, wie Tsongkhapa sich als fünf andere Buddhas erfährt.

Es ist hier eine Geschichte über die andere geschoben. Zugrunde liegt die Geschichte von Samantabhadra, dem Bodhisattwa der Vergangenheit. Dann kommt die Erleuchtung des Tsong-khapa, der sich selbst als Samantabhadra erfährt. Dann aber tritt das Kind Sudhana in die Geschichte ein und geht auf den Weg, den ihm das Avatamsaka-Sutra vorschreibt: Es trifft auf Samantabhadra, und das ist Tsong-khapa. Neben Tsong-khapa sitzen auf dem Elefanten noch zwei andere Gestalten: Das sind die

Buddhas Sonnengesicht und Mondgesicht. Durch ihre Gegenwart erscheint Tsongkhapa noch in anderer Funktion, nämlich als der Medizinbuddha, der Lapislazuli-Buddha. Und das ist keine Nebensache, wie die Lapislazuli-Schalen in der Hand der großen Hauptfigur des Bildes zeigen. Das alles siehst du nicht, wenn du davor stehst. Du siehst ein kaputtes Ding, Blau in Blau, erkennst, daß es etwas Tibetisches ist, das steht ja jetzt in jeder Wochenzeitschrift über Kultur und Völkerverständigung, und ich bin auch schon verhöhnt worden. Es kamen Gäste, die spotteten: „Was hast du denn da für einen Lappen an der Wand?“ Ich schätze, der Lappen ist aus dem 18. Jahrhundert. Das nebenbei. Und er ist geweiht. Alle tibetischen Kunstwerke werden geweiht, genau wie in der katholischen Kirche. Pauli, als Niederbayerin, weiß, was das bedeutet. Wir könnten den Stoff, die zerfetzte Seide, mit der das Bild eingefasst ist, ersetzen. Aber wir tun es nicht. Pauli sammelt sogar die Stücke, die abbrechen oder abfallen, und hebt sie auf. Das Thangka geht vor unseren Augen kaputt, so wie wir kaputtgehen. Es stirbt mit uns und wir mit ihm. Es ist noch sehr viel mehr darauf zu sehen. Oben am Himmel schweben die Apsara, die Himmelfrauen. Wie in allen uralten Kulturen, werden die Himmelsmächte als weiblich dargestellt. Das ist ein künstlerisches Unikat, ein einmaliges Stück. Manchmal frage ich mich, wie ich überhaupt dazu gekommen bin.

Gansberg: *Es wollte wohl zu dir.*

Reinig: Damals ging es mir nicht gut. Da brauchte ich einen solchen Glücksfall.

Gansberg: *Ich komme jetzt zu einem anderen thematischen Schwerpunkt, zur Produktionsweise. Ich zitiere einen Satz von dir aus einem Essay, den du kürzlich veröffentlicht hast: „Lyrik ist Arbeit.“ Da heißt es: „Mein Leben ist mein Thema und die Erinnerung meine Materie.“ Was heißt das konkret?*

Reinig: Konkret ist, daß ich hier sitze. Ich sitze hier und erzähle. Ich kann nichts anderes tun als erzählen. Ich mache den Mund auf und sage etwas. Das, was ich sage, sage ich aus meinem Gedächtnis. Wenn ich kein Gedächtnis hätte, würde ich nichts sagen. Die Grundäußerungsform ist unabhängig von künstlerischer Einübung. Was ich sage, ist vielleicht interessant, vielleicht ermüdend. Auf alle Fälle ist es kein Kunstwerk. Nehmen wir eins meiner Gedichte, das auch von Literaten, die mir nicht wohlgesonnen wären, als Kunstwerk bezeichnet würde: „Der alte Pirat“. Das hängt mit meiner Biographie zusammen. Wenn ich nicht kindlicherweise davon geträumt hätte, Matrose zu werden, zur See zu fahren, Seefahrerbücher gelesen hätte, hätte ich das Gedicht nicht machen können. Das Thema „Zur See fahren“, die Erinnerung allerdings aus Büchern geschöpft. Lektüre aus Lektüre entstanden. Oder „Der Henker“. Ich bin als Kind und später noch als Lehrling Abonnent der Zeitschrift *Abenteuerliche Welt* gewesen. In dieser Zeitschrift gab es die Autobiographie eines französischen Sträflings aus Guayana. Er erzählt die Geschichte eines Henkers, der, als Mörder zum Tode verurteilt, das Kommando über seine eigene Hinrichtung übernimmt. Allerdings wurde er guillotiniert. Die Guillotine findest du dann wieder in dem Gedicht vom blutigen Bomme, das an einem anderen Ort meiner Erinnerungen angesiedelt ist, darüber habe ich schon gesprochen. Im Grunde hängt die Hochschätzung des Sich-erinnern-Könnens mit dem Studium des Buddhismus zusammen. Was ist der Mensch? Von einem Tag zum anderen verändern sich meine körperlichen Zustände. „Heute rot, morgen tot“, heute gesund, morgen ein Krüppel. Eben hungrig, eine Stunde später aufgrund unvernünftiger Eßgier nun nicht mehr hungrig, aber mit Magendrücken und Sodbrennen behaftet. Das ist der Körper. Aber er ist noch viel stabiler als der Geist. Die Gedanken, die durch dich hindurchgehen, von denen du dir einbildest, daß du sie denkst, obwohl du doch nicht verhindern kannst, daß sie sich selber denken, sie sind noch viel kurzlebiger als körperliche Vorgänge. Einst hatte ich lange Haare, jetzt trage ich die Haare kurz. Einst hatte ich dunkle Haare, nun habe ich graue Haare. In sieben Jahren bleibt keine Zelle meines Körpers erhalten. Alle sieben Jahre habe ich einen garantiert neuen Körper.

Mein Personalausweis ist abgelaufen. Er ist ungültig. Eventuell habe ich eine Namensänderung beantragt. Ich bin meine Erinnerung. Ich bin nichts als meine Erinnerung. Und diese Erinnerung ist das Regenfaß, aus dem ich schöpfe.

Gansberg: *Das ist vielleicht ein Satz, den du 1971 noch nicht so gesagt hättest. Du hast die beiden Gedichte aus den Steinen von Finisterre erwähnt, „Der Henker“ und „Der alte Pirat“. Das ist Poesie. Und es enthält auch deine Selbstaussage. Das heißt, du kleidest dich in männliche Masken. Es fällt mir schwer, das mit deinem Selbstverständnis, daß du die Summe deiner Erinnerungen bist, zusammenzubringen.*

Reinig: Darüber habe ich mir den Kopf zerbrochen, noch ehe das Problem des weiblichen Selbstverständnisses mit dem Feminismus auf die Tagesordnung kam. Ich fand das gleiche bei Annette Droste-Hülshoff. Ich habe eine Gedichtauswahl von Droste-Gedichten herausgegeben und dazu ein Vorwort geschrieben. Das Buch erschien, laß mich nachdenken, 1969. Da habe ich in dem Vorwort das Problem angerissen, daß Annette sich selbst in ihren Gedichten als männlich anreden läßt. In einem „Ich“-Gedicht sagt ein Schäfer zu ihr: „Herr!“ Ich hätte es nicht bemerkt, wenn ich es nicht an mir selbst beobachtet hätte. Und ich hätte es in meinen eigenen Angelegenheiten nicht analysieren können. Aber mit Annette als Objekt meines Denkens und Forschens bekam ich das Problem klar heraus, die Schwierigkeit einer Dichterin, sich in der Literatur als weibliches Ich darzustellen.

Gansberg: *Du hast dich eben maskiert?*

Reinig: Ich mußte es wörtlich nehmen, so wie ich es darstellen konnte. Ich war der „Henker“, der „alte Pirat“, und ich war männlich. Ich ließ diese Dinge durch mich hindurchlaufen, so lange, bis ich mich mit meinen Figuren identifizieren konnte. Anders konnte ich das Gedicht gar nicht machen. Bei dem Henker habe ich laut aufgelacht und gedacht, das ist ein toller Scherz. Und die Leute haben geschrien, ach, wie schrecklich, was hast du für ein schlimmes Gedicht gemacht. Bei dem alten Piraten traten mir die Tränen in die Augen. Ach, was für ein schreckliches Schicksal, er tat mir leid, ich tat mir leid. Aber die Leute haben gelacht und gesagt, ach, was für ein lustiges Gedicht, was hat doch die Dichterin für einen goldenen Humor. Sollte ich hinter meinen Lesern herlaufen und ihnen erklären, nein, ihr Lieben, das habe ich doch ganz anders gemeint? Es gibt einen Augenblick, da ist Gedichte veröffentlichen so etwas ähnliches wie Brötchen verkaufen. „Der Kunde hat immer recht.“ So ist aus dem traurigen Piraten ein lustiger Pirat und aus dem lustigen Henker ein schrecklicher Henker geworden.

Gansberg: *Ich konfrontiere dich mit einem zweiten Satz, auch aus „Lyrik als Arbeit“: „Im Gegensatz zu vielen anderen Dichtern komme ich nicht ohne Literaturgeschichte aus.“ Was meinst du damit?*

Reinig: Damit habe ich schnurgerade auf Gottfried Benn gezielt, der behauptet hat, nicht ganz wörtlich, der Künstler komme aus dem Nichts. Alles, was vorher war, hat für ihn keine Gültigkeit. Du mußt wissen, daß in meinen Anfängen Benn als ein literarischer Richter galt. Benn hat dies gesagt, und Benn hat das gesagt. Und ich hab' gedacht: Das ist doch Spinne. Was bin ich ohne die Menschheitsdämmerung, was bin ich ohne das Benn-Gedicht „Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke“? Eine alte Dame, die sehr klug war und aus deren Reden ich viel gelernt habe, sagte einmal im Vorübergehen „Alles Wissen ist geklaut!“ Ich war in dem Betrieb ein Lehrling, sie eine Angestellte, fast eine Vorgesetzte. Ich wußte noch gar nicht, was aus mir werden würde. Dieser Satz ist einer der Sprüche, die ich auffing und die haftenblieben. Jeder Wissenschaftler weiß, daß er auf den Schultern seiner Vorgänger steht, und vielleicht hat er sich vorgenommen, ihnen auf den Kopf zu treten.

Aber das gilt auch für den Dichter. Ich bin nichts ohne die, die vor mir gedichtet und gedacht haben. Und das gilt auch für Gottfried Benn,

Gansberg: *Ja, er hat sehr deutlich gesagt, daß Heinrich Mann und Nietzsche für ihn sehr wichtig gewesen sind.*

Reinig: Natürlich. Ein Dichter steht immer auch in einer Tradition.

Gansberg: *Und das bedeutet, sich unter Umständen abzuarbeiten an Autoren, die für dich wichtig gewesen sind?*

Reinig: Ganz richtig.

Gansberg: *Welche Autoren und Autorinnen haben dich vor allem beeinflusst?*

Reinig: Vor allem Else Lasker-Schüler. Allerdings bekam ich sie nicht in ihrem Einzelschicksal als Frau und Dichterin, sondern als Genossin der Menschheitsdämmerung: Benn, Karl Kraus, Heym, Trakl. Und da gab es bei mir eine gewisse Unbehilflichkeit. Ich würde nicht sagen: Schüchternheit, denn unter den Zukunftsachlichen Dichtern gab es kein Mundverbot. Aber ich dachte etwas, das ich nicht in Worte umsetzen konnte. Mit heutigen Begriffen. „Also diese Else, die sagt doch einfach, was Sache ist, aber dieser Benn und die anderen, die viel angesehenere sind, die schwafeln doch bloß herum.“ Das konnte ich damals nicht sagen, aber ich empfand es. Lasker-Schüler als große Realistin. Dann darf ich Rilke nicht vergessen. Bei den Zukunftsachlichen mußte ich ihn vergessen. Es durfte ihn gar nicht geben. Aber was kannte ich denn schon groß außer Eichendorff, Brentano und die Klassiker? Von Rilke habe ich gelernt, modern zu sein. Fremdwörter nicht zu scheuen, sie sogar in den Reim zu setzen. Und ich habe Rilke-Augen bekommen. Wenn ich frühmorgens zur Arbeit ging, und die erleuchtete S-Bahn zog über die Brücke zum Bahnhof Friedrichstraße, dann dachte ich: Wie würde Rilke das sagen? Wenn ich auf der Straße saß und mein Pausenbrot aß, dann kamen die jungen Spatzen, fast noch Küken, und hüpfen ein eigentümliches Hüpfen. Sie bewegten sich so, daß du es eben nicht benennen könntest. Es war fast, als ob sie von einem leichten Windhauch emporgehoben würden. Und ich dachte: Wie würde das in einem rilkeschen Gedicht benannt werden? Und dieser Rilke, das war das erste, was mir die Zukunftsachlichen austrieben. Außerdem war die kritische Bemerkung „du rilkst!“ ein Schimpfwort. Ein Dichter, der rilkte, war das letztunterste. Kürzlich las ich ganz neugebackene Gedichte, sogar Sonette (gibts also wieder, war auch eine Zeitlang aus der Mode), da sah ich mit Erstaunen: Der rilkt ja zum Gotterbarm! Aber außer mir merkte es keiner. So sehr ist Rilke aus der Literatur herausgefallen. Ich durfte nicht rilken. Und es war auch gut so, daß ich das überwunden habe.

Gansberg: *Ich muß auch sagen: Von Rilke merkt man in deinen Gedichten nichts mehr.*

Reinig: Ich hab' nicht allein Rilke getreulich nachgeahmt. Ich hab' mich auch an Ringelnatz versucht. Wenn ich einsam und allein in meinem stillen Kämmerlein saß, dann dachte ich: Das ist doch so wunderbar, dieser Ringelnatz ist ein großer Lyriker, wie macht er das bloß? Wie bekommt er diesen lyrischen Ringelnatzton heraus. Das muß ich probieren. Aber diese Versuche hat niemand je gesehen. Keiner durfte wissen, daß Christa Reinig auch geringelnatzte hat. Aber es hat mir wahnsinnigen Spaß gemacht.

Gansberg: *Wie steht es mit älteren Autoren etwa aus der Antike oder aus dem 18. Jahrhundert, 19. Jahrhundert?*

Reinig: Alles, was 18. Jahrhundert ist, hebe ich zweihändig hoch: Voltaire, Lessing, Kant, der junge Goethe, das ist alles so unglaublich gut und nicht ein bißchen verstaubt. Ich glaube, im 19. Jahrhundert sind sehr viel mehr die Motten drin als im 18. Jahrhundert. Kürzlich lese ich wieder einmal den *Werther*. Ich denke: Warum liest du das eigentlich? Liest du das, weil es von Goethe ist, oder liest du den Goethe, weil er den *Werther* geschrieben hat? Letzteres! Der *Werther* ist so unheimlich gut. Ich kann nicht drüber weg. Ich muß es dir vormachen: Es ist Weihnachtstag, und Lotte und Albert, eine brave Familie, packen die Weihnachtspäckchen aus. Albert erbricht die Briefe und liest Lotten daraus vor. Es kommt ein Bote und bringt eine Nachricht. Sie wird zwischen die Post genommen. Die Nachricht ist vom besten Freund der Familie, von Werther. Er meldet, daß er eine Reise machen muß und keine Waffen habe, daher erbitte er sich von Albert die Duellpistolen. Die hängen in der guten Stube an der Wand. Albert und Lotte blicken sich einen Augenblick an, und dann sagt Albert: Na, gib sie ihm. Lotte nimmt die Pistolen von der Wand und pustet den Staub runter, und der Botenjunge zieht mit den Dingen ab, und die Welt ist in Ordnung. Verstehst du? Die Welt ist nicht etwa durch das, was Albert und Lotte soeben taten, in Unordnung gebracht worden, wie moderne Romantiker glauben. Sie ist auch nicht gewaltsam in Ordnung gebracht, wie rustikale Moralisten glauben könnten. Nein, die Welt ist in Ordnung, so wie sie ist. Sie war niemals aus der Ordnung. Alles läuft wie geölt und kommt da an, wo es ankommen muß. Und wenn du jetzt nachliest, was ich erzähle, dann steht es gar nicht geschrieben. Und das ist Literatur. Literatur ist nicht das, was ich schreibe, sondern was ich nicht schreibe. Der ganze Goethe besteht aus dem, was er nie geschrieben und gesagt hat. Und das 18. Jahrhundert hatte diese Gabe, daß das Geschriebene und Gesagte das Negativ war, aus dem du die Wirklichkeit bekommst.

Gansberg: *Und was ist es da, ist es die Aufklärung, also die Botschaft, oder ist es die Art, wie das formal gemacht ist, ist es der Witz, die Kritik, die Heiterkeit?*

Reinig: Die Heiterkeit, ohne albern zu werden, die Wahrheit zu sagen, ohne sich zu überanstrengen, Aufklärung als Botschaft, aber nicht als Martyrium.

Gansberg: *Natürlich nicht.*

Reinig: Ich finds toll!

Gansberg: *Und dann hast du auch wohl de Sade gründlich studiert?*

Reinig: Gründlich studiert würde ich nicht sagen. Das könnte allein ein Mediziner, ohne zu kotzen. Aber ich hab' schon genau hingeschaut und mit sehr viel Langeweile (grauenhafte Dinge sind auf die Dauer langweilig), also ich hab' mich gelangweilt. Aber von Zeit zu Zeit war ich fasziniert. Es gibt übrigens in der deutschen Literatur eine Entsprechung zu de Sade. Das sind Schillers *Räuber*, besser könnte es de Sade auch nicht. Dann gibt es die anderen Autoren dieser Zeit, den Polen Jan Potocki, den ich als einen meiner Lieblingsautoren angemeldet habe. Ich hab' darüber geschrieben. *Die Handschrift von Saragossa*. Dann Beckfords *Vathek*, beide waren aristokratische Jakobiner, das gibt eine gute Mischung. Und auch was sie gemacht haben: die Geschichte von 1001 Nacht zu travestieren. Wenn ich originale islamische Märchen lese, langweile ich mich zu Tode. Aber wenn Potocki und Beckford den Islam benutzen, um den europäischen Aberglauben zu paralysieren, dann ist das amüsant. Und dann kommt die Gegenreformation in die Sache hinein. Die Antiaufklärung. Daß Balzac kein Freund der französischen Revolution war, hat sich vielleicht herumgesprochen. Er war das, was man heute einen Reaktionär nennt. Und das war sichtbarlich ein guter literarischer Standpunkt. Aber als den größten europäischen Roman würde ich Manzoni's *Verlobte* nennen. Das Buch habe ich so oft gelesen, daß ich

plötzlich um die Ecke gucken konnte. Ich sah nicht allein das, was der Autor sah, sondern auch das, was er nicht sehen wollte: daß der Große rettende Unbekannte die Mafia war, daß der Händedruck zwischen dem Kardinal und dem Großen Unbekannten der Filz zwischen Mafia und Kirche ist. Und vor allem, daß dieser Roman das traurigste Happy-End der Literaturgeschichte hat, indem nämlich Manzoni schreibt, wie es in der Ehe weiterging. Das Happy-End wäre gewesen, daß die Liebenden sich nicht gekriegt hätten.

Gansberg: *Wie stehts mit zeitgenössischen Autoren, Autorinnen, Kollegen?*

Reinig: Da gibt es die einzige, einsame Ingeborg Bachmann. Ich habe lange Zeit mit ihren Texten nichts anfangen können. Sie war ein anderer Mensch aus einem anderen Leben. Selbst wenn wir uns begegnet sind, haben wir nicht gewußt, was wir miteinander reden sollten. Was sie schrieb, habe ich nicht verstanden. Erst als ich Feministin war, las ich zufällig „Undine geht“, und da war ich reif, diesen Text zu verstehen. Ich begriff. Sie hatte zu ihrer Zeit Themen aufgegriffen und gültig behandelt, die außer ihr niemand erkannte, ich jedenfalls nicht.

Es gibt für mich eine Faustregel, nach der ich mir klarmache, ob etwas gut ist oder nicht. Normalerweise lebt jeder Schriftsteller und jede Schriftstellerin in einer eigenen Welt, und dieses über'n Zaun gucken und antworten müssen, was halten Sie von der oder dem? ist schon sehr mühselig. Wenn ein Kollege mich nicht mag, habe ich dafür Verständnis. Wenn er sich über mich einen Text abringen muß und getadelt wird, du bist der Christa Reinig aber nicht gerecht geworden, nehme ich ihn in Schutz. Es ist im Grunde eine Zumutung, daß Schriftsteller über andere Schriftsteller schreiben müssen. Aber manchmal denke ich: Dieses Buch, dieses Gedicht, das hätte ich gern gemacht. Und das ist das Zeichen. Zwei Bücher gibt es, die ich gern gemacht hätte: einmal Thomas Bernhards *Verschwörung* und zum anderen Peter Handkes *Wunschloses Unglück*. Solche Bücher hätte ich gern geschrieben.

Gansberg: *Du sagtest, Bachmann hat vieles früh erkannt. Kannst du das an einem Text festmachen?*

Reinig: Nehmen wir die Texte „Undine geht“, „Probleme, Probleme“, „Ihr glücklichen Augen“. Es sind nicht meine Themen. Denn wenn ich beschließe, daß ich Literatin werde – oder überhaupt Künstlerin –, dann gehört doch dazu, daß ich beschließe, den Männern nicht zur Verfügung zu stehen. Denn diese Beschäftigung mit den Männern ist verlorene Zeit, das kannst du dir mit einer Uhr ausrechnen: Kleider einkaufen, Schminkzeug besorgen, ankleiden, anmalen, ausgehen, flirten, quatschen, ins Bett, hinterher waschen, ankleiden, wieder quatschen. Stell dir vor, was du in dieser Zeit alles hättest machen können. Aber wenn du dir diese Zeit einsparst, dann verlierst du den Erlebniswert. Ich hätte gesagt: „Was hat sie denn, worunter leidet sie?“ Und plötzlich ist das ein gelebtes, ein verarbeitetes Leiden. Etwas Ausgesätes, das Früchte getragen hat. Zunächst haben mir die Texte nicht gepaßt.

Gansberg: *Bei der ersten Lektüre?*

Reinig: Es verging die Zeit von vielleicht zwanzig Jahren. Und dann war sichtbar: „Undine geht“ ist ein Jahrhunderttext.

Gansberg: *Wie ist es mit anderen prominenten Frauen: Virginia Woolf, Djuna Barnes?*

Reinig: Ich habe mir große Mühe gegeben. Aber Virginia Woolf ist mir zu fein gesponnen. Ich bin halt etwas rustikal.

Gansberg: *Ist dir auch zu langweilig?*

Reinig: Das Wort wollte ich vermeiden. Ja, und Djuna Barnes? *Nachtgewächs* ist sehr gut übersetzt. Ist auch im Deutschen einzigartig gut.

Gansberg: *Ja, Hildesheimer!*

Reinig: ... und ich habe es mit großer Begeisterung gelesen. Aber das war hinter der Mauer. Da ist ein anderes geistiges Klima. Die Abgeschlossenheit, beinahe so was wie Einzelhaft. Da war ich von *Nachtgewächs* wie berauscht. Das ist heute vergangen. Ich bemühe mich sehr, sie hat auch in letzter Zeit eine Auferstehung erlebt. Aber ich habe keinen Draht mehr. Ich finde es gut, daß sie jetzt groß rauskommt. Aber für mich ist es Historie.

Gansberg: *Und nun kennst du die Texte ja schon?*

Reinig: Das spielt keine Rolle. Wenn ich auf ein Buch abgefahren bin, lese ich es wieder und wieder.

Gansberg: *Und Anna Seghers?*

Reinig: Sie hat mich sehr beeindruckt. Besonders das *Siebte Kreuz*. Aber dann war sie eben die Staatsvertreterin. Wenn du mit dem Leben, das du führen mußt, nicht einverstanden bist, und kriegst es auch noch dichterisch eingerührt, dann vergeht dir alles. Ich bin aber auch ein Opfer der Arbeiter- und-Bauernfakultät. Das war wieder die Schizophrenie, von der in anderen Zusammenhängen die Rede war. Ein gewisses Mißbehagen, das sich nicht äußern kann, kommt plötzlich aus anderer Richtung. Du kannst doch als Arbeiter- und-Bauern-Studentin nicht sagen: Hörst, auf mit dem Quatsch, ich kann diesen Sozialistischen Realismus nicht verkraften. Sondern du sagst: Pah, diese Anna Seghers, die ist ja nicht realistisch genug. Du glaubst gar nicht, wie Anna Seghers und auch Brecht von uns bemeckert wurden.

Gansberg: *Von euch?*

Reinig: Ja, da saßen wir in unseren blauen Hemden...

Gansberg: *Das waren die Arbeiterverräter?*

Reinig: Genau. Wir waren so was von dogmatisch. Da wir nicht dagegen sein durften, wiesen wir einfach nach, daß die anderen dagegen waren. Die kotzen mich an, warum kotzen sie mich an? Weil sie nicht fortschrittlich genug sind. Wir sind Walter Ulbrichts Rote Garden, und was ist denn der Brecht? Du glaubst nicht, was es für Diskussionen gegeben hat. Und wir waren richtig, und wer nicht so war, war falsch.

Gansberg: *Das hast du schon im Interview mit Rudolph gesagt. Ich verstehe es bis heute nicht: Ihr kamt aus dem Proletariat und dachtet, dieser Brecht, Oberschichtskind, hat zwar seine Klasse verraten, aber das genügte euch nicht?*

Reinig: Was ich gedacht habe, weiß ich. Ich dachte, leck mich... Hauptsache, ich kann studieren. Was die anderen gedacht haben, weiß ich nicht. Und ich konnte doch sehen, daß der Brecht gute Gedichte gemacht hat. Aber die anderen sahen es merkwürdigerweise nicht. In der Unterrichtsstunde wurde uns nachgewiesen, daß der Brecht das Ding mit der Dichtkunst nicht richtig verstanden hat, aber der Ilja Ehrenburg, der für mich ein Kitschjü ist, der war ein großer Dichter. Und dann wurde ein Brechttext

auseinandergenommen. Das war der „Verwundete Sokrates“, der sich einen Dorn in den Fuß tritt. Brecht hätte nichts versäumt, wenn er diesen Text nicht gemacht hätte, aber nun war er eben da, und die Studenten hackten unter Anleitung der Dozenten drauf herum. Unsere Aufgabe war: einzusehen, daß dieses Werklein literarisch völlig mißlungen ist, was meine Mitstudenten mit grunzendem Genuß taten. Dann setzten wir uns auf eine grüne Wiese, mit dem Po ins nasse Gras. Dozenten waren nicht dabei. Ob das ein Zufall war? Jedenfalls, wir waren unter uns. Und dann ging ein Getobe los über diesen Arbeitverräter Brecht. Diese Arbeiter-und-Bauern-Studenten benahmen sich wie ein blutrünstiger Hornissenschwarm. Dann hieß es: Das Brecht-Theater, damals noch im Deutschen ‚Theater‘ veranstaltet eine Aufführung einzig und allein für die FDJ.

Gansberg: *Es waren Proben zu Brechts Mutter nach Gorki?*

Reinig: Keine Proben. Es war ein fertiges Stück. Ich hätte es von mir aus nicht angesehen. Dazu war mir Gorki zu heilig. Aber nun sah ich es doch. Die Weigel fand ich gut, aber das Stück drumrum nicht. Trotzdem wars kein Grund für das, was nun kam. Nach der Vorstellung sollte es eine Diskussion geben, und Brecht sollte sich vor seinem Publikum verantworten. Für was verantworten? Ich zerbrach mir nicht den Kopf. Ich war auch nicht neugierig. Plötzlich, ohne mich darauf vorbereitet zu haben, hatte ich Lust, das Theater zu verlassen. Ich dachte: Leckt mich doch alle... Es wurde hell, ich ging davon. Die Studenten zogen nach der anderen Seite, dahin, wo ihr vermeintliches Opfer auf sie wartete. Ich weiß also nicht, wie es weiterging. Aber da ich Assistenten aus dem *Berliner Ensemble* kannte, haben sie es mir erzählt. Brecht hat sich gar nicht viel gefallen lassen. Er hat sich die ersten blöden Bemerkungen angehört, ist aufgestanden und davongegangen. Das war die große, Hinrichtung, die die Arbeiter-und-Bauern-Studenten an Brecht zu vollziehen gedachten.

Später konntest du dann den politischen Zusammenhang erkennen. Es ging um das Stück *Lucullus*, da wollte ihn die Partei in den Griff bekommen, und wir, die wir mit unseren blauen Hemden das Theater füllten, so daß das ganze Theater Blau in Blau war, sollten die Zange sein.

Gansberg: *Aber ihr habt im Grunde von Brecht nicht sehr viel gekannt?*

Reinig: Nein. Ich jedenfalls nicht. Heute weiß ich, was mir an Brecht nicht gefällt, sein Macho-Gehabe. Aber damals habe ich das gar nicht ausdrücken können. Es gab Augenblicke, da dachte ich, wie kannst du einen so großen, so guten Dichter so ablehnen, so grundsätzlich nicht mögen? Dann durchbrach ich diese Vernagelung an dem Balladentext „Legende von der Entstehung des Tao-Te-King“. Dieses Gedicht mußte mir einfach gefallen. Ich bin das brave Arbeiterkind auf der braven Arbeiter-und-Bauernfakultät. Ich mag Brecht nicht, die anderen mögen ihn auch nicht. Da sind wir uns doch ausnahmsweise einig. Es war wie eine Torsion, eine Drehung um die eigene Achse. Was da in diesem Theater stattfand, das war die Nacht der Langen Messer, die Bücherverbrennung, da sprang ich auf und rannte raus.

Gansberg: *Wie steht es mit schwulen Autoren, gibt es da welche, die dich beeinflußt haben?*

Reinig: Nehmen wir Proust. Von dem hätte ich nie eine Zeile gelesen, wenn ihm nicht der Ruf des Schwulseins vorausgelaufen wäre. Und dann lese ich den Anfang, und der ist einzigartig, und ich lese die Abschnitte über seine Kindheit, Und daß er dann auch nach schwul ist oder über schwule Dinge schreibt, das ist plötzlich marginal. Das ist Nebensache. Außerdem fand ich die Verdrehung von schwulen Männern in lesbische Frauen blöd. Genau da ist er nicht gut. Dann Oscar Wilde. Das *Bildnis des Dorian Gray* las ich als Berufsschülerin. Ich hätte überhaupt nichts davon verstanden, wenn man mir was vom Fall Oscar Wilde erzählt hätte. Kürzlich las ich es wieder. Es ist ein so gutes Buch. Und jedes Wort wahr. Ich glaube nicht mehr, daß es in dem Gerichtsfall Oscar Wildes um Homosexualität

gegangen ist. Ein Dichter, der so unverblümt die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagt, hat sich seine Hinrichtung verdient. Allerdings war Oscar Wilde absolut lesbenfeindlich, wie viele Schwule, wie Henry James in seinem *Bostonians*, wie Sergej Eisenstein in seinem *Oktjabr*. Also schwul ist nicht lesbisch. Schwulsein ist unter Umständen auch Frauenfeindschaft. Dann weiß ich nicht, was ich da noch an schwulen Autoren... vielleicht Tennessee Williams, auch sehr frauenfeindlich. Oder die Frauen sind falsch dargestellt, so wie ein schwuler Autor sein würde, wenn er eine Frau wäre. Ich weiß nicht, was ich da noch...

Gansberg: *Baldwin, oder?*

Reinig: Na ja!

Gansberg: *Du sprichst recht häufig von der Verantwortung des Schriftstellers, also von deiner Verantwortung, hast du das schon in den fünfziger Jahren getan? Bist du als Schriftstellerin eine Moralistin?*

Reinig: In den fünfziger Jahren hätte ich darauf keine Antwort gewußt, aber später las ich viel Kant, und mit Hilfe von Kant kann ich nun doch die Frage beantworten. Meine Moral läuft über meine Willensäußerungen und wird von der praktischen Vernunft gesteuert. Meine Schriftstellerei läuft über meine Gefühlsäußerungen und wird durch die Urteilskraft gesteuert, und meine Ansichten werden von der Intelligenz gesteuert und laufen über die theoretische Vernunft. Mein Wille ist, daß ich in dieser Welt nicht untergehen will. Und das ist meine Moral. Meine Ansicht ist, daß für mich nichts weiter drin ist als ein künstlerischer Beruf, und das ist meine Intelligenz. Und meine Kunst besteht darin, daß ich Stein auf Bein reimen kann, und das kann ich mit Hilfe meiner Urteilskraft. Ich muß ja nicht sagen, diese oder jene Ansicht von mir ist falsch. Aber ich muß in jedem Augenblick wissen: Dieser oder jener Reim ist falsch. Und indem ich Künstlerin bin mit Hilfe meiner Urteilskraft, bin ich eine Macht. Allerdings ist die Macht des Geldes größer als meine Macht. Daher geht die Kunst nach Brot, und die Kapitalisten lachen und sagen: Na, dann mach mal schön von deinem Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch. Aber meine künstlerische Macht ist größer als die einer Ideologie. Mit einem guten Sonett kann ich das Zentralkomitee ganz schön auf Grundeis schicken. Und was können denn die? Die können mich totschiessen. Aber wenn sie das nicht mehr können, dann sind sie unter mir. Und da kommt plötzlich meine Moral. Was darf ich und was darf ich nicht? Es gibt Dinge, die darf ein Schriftsteller seiner Mitmenschheit nicht antun. Aber es gibt Dinge, die muß ich tun. Wenn ich mich da verweigere, bin ich einfach feige. Wo ist die Grenze. Das Recht der freien Meinungsäußerung, Pressefreiheit, die ist eine Annehmlichkeit. Aber dann ersaufen wir in Sex und Crime! Was nützt uns eine Freiheit, die zur Folge hat, daß wir uns nicht mehr über die Straße trauen. Meine Grenze kenne ich, hoffentlich. Aber kennen die anderen ihre Grenzen? Ich lebe von der Freiheit. Ich darf sie gar nicht in Frage stellen. Aber ich sehe vieles, von dem ich sage: Das darf es nicht geben.

Gansberg: *Ich könnte mir denken, daß du mit der Hinwendung zur Frauenbewegung die Frage schärfer siehst und vielleicht deine Texte in einer anderen Weise überprüfst, als das etwa bei dem „Orion“-Text von 1969 der Fall gewesen ist?*

Reinig: Der „Orion“-Text ist amoralisch insofern, daß ich in alle Vorurteile hineinbediene. Er funktioniert als Zeichen. Probleme gibt es da gar nicht. Die Probleme kommen erst, wenn ich eine Verantwortung tragen will. Die Mehrheit ist nicht feministisch. Die Leser reagieren nicht auf feministische Zeichen. Ich hab plötzlich eine Verantwortung. Aber die reicht nicht für alle.

Gansberg: *Die Hälfte der Bevölkerung ist keine Minderheit. Aber es ist eine diskriminierte Hälfte.*

Reinig: Das macht mir ein gutes Gewissen. Und aufgrund dieses guten Gewissens schlage ich über alle Stränge. Als ich die Texte zu „Der Wolf und die Witwen“ schrieb, dachte ich, was tu ich denn da? Ich gebe noch ordentlich eins drauf! Und wie weit darf ich gehen? Da gibts die Geschichte, wo alle Männer tot am Boden liegen. Die Geschichten erschienen in der satirischen Zeitschrift *Schwarze Botin*. In einer Besprechung hieß es: Das ist schon ganz gut, aber nun muß du schärfer werden. Da sagte ich, schärfer kann ich nicht. Selbst wenn ich ein Messer wäre, dann würde ich vom Immer-schärfer-Werden auch immer dünner. Es bleibt dann nichts mehr übrig. Es wird abgewetzt. Es gab auch Interviews aus meiner vorfeministischen Zeit. Da war ich unparteiisch. Das gefiel. Plötzlich gab es überhaupt die Möglichkeit, die Partei der Frauen zu nehmen. Das war doch auch: meine Partei zu nehmen. Da haben sich nicht allein Männer gewehrt, die doch bis dato meine Freunde waren. Da haben sich auch Frauen gewehrt: „Mein Vater, mein Bruder, mein Gatte, mein Sohn! Die sind auch unterdrückt, die armen, beklagenswerten Männer.“ Angenommen, wir hätten ein Matriarchat, und wir wären die bösen Frauen, von denen du immer in der Zeitung liest, daß es sie irgendwo gibt. Was wäre dann meine Partei? Oder wir bekommen das Matriarchat, und die großen, starken, Frauen bauen eine neue Menschheit auf. Dann sind vielleicht die Männer unterdrückt. Würde ich dann ihre Partei nehmen? Ich glaube nicht. Ich bin eine Frau ich kanns nicht ändern.

Gansberg: *Bis wir matriarchale Zustände bekommen, wird es ja noch ein bißchen dauern.*

Reinig: Als Frau bin ich eine unterdrückte Minderheit ungeachtet der zahlenmäßigen Mehrheit, aber ich kann ja nur die Frauen zählen, die sich zur Wehr setzen, und dann sind wir eine Minderheit. Also die Verantwortung der Schriftstellerin, die für eine unterdrückte Gruppe von ihrem Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch macht. Übrigens, warum fragt mich niemand, nach Friederike Kempner? „Poesie ist Leben, Prosa ist der Tod, Engelein umschweben unser täglich Brot.“ Nicht übel, aber leider daneben. Frauen können so unerhört daneben sein. Auch ich bin ab und zu daneben. Das ist eben, daß ich daneben stehe. Wir Frauen sind die Daneben.

Gansberg: *Eine andere Frage, was bringt dich zur Produktion?*

Reinig: Schwer zu sagen: Phantasie, Einfälle, Ideen habe ich und mache nicht unbedingt davon Gebrauch. Habe auch nicht viel Lust, das alles aufzuschreiben. Manchmal denke ich, das würde sich lohnen. Aber wozu? Über jedem Buch sterben Bäume. Dann bekomme ich einen Freilauf. Ich denke, das schreibe ich auf. Dann gibt es die Regelproduktion, die überhaupt nicht zur Veröffentlichung bestimmt ist: Tagebücher, alles, was mir begegnet, wird schon einmal gewohnheitsmäßig aufgeschrieben. Das ist wie Klavierspielen. Übung muß sein. Dann gibt es die Bücher, die nicht einfach gelesen werden. Es gibt ganze Regale im Keller mit nichts als den Ordnern, in denen ich die Exzerpte gesammelt habe, alle Aufzeichnungen, die über den Lesestoff gemacht wurden. Vieles gäbe Material für eine wissenschaftliche Arbeit. Dann sehe ich manchmal einen Text, den hätte ich anders gemacht und – manchmal schreibe ich eine Geschichte von jemand anders ganz neu, so wie ich sie gemacht hätte. Ein typischer Fall. Vor vielen Jahren, genau datiert, vor fünf Jahren, las ich ein Buch. Die Autobiographie eines Psychologen. Ich weiß nicht einmal den Titel und auch nicht den Namen. Ich las es fern der Heimat im Urlaub aus fressender Langeweile. Es interessierte mich nicht. Ich verstehe nichts von Psychologie. Aber eines verstand ich. Er schildert den Fall einer alten Frau, die dauernd vor sich hin erzählte: „Und sie haben meinen Sohn gefoltert mit Schwertern und mit Stangen.“ Die Art und Weise wie der Psychologe begriffsstutzig reagierte, wie alle Heilversuche scheiterten und ich im Nu begriff, was dieser Frau widerfahren ist, das habe ich mir im Hinterkopf aufbewahrt. Und plötzlich

hatte ich den roten Faden, wie ich diese Geschichte erzählen kann. Dann wurde es eine Geschichte. Sie heißt nun „Mit Schwertern und Stangen“. Inzwischen ist sie wohl auch schon gedruckt oder gesendet. Du kennst sie.

Eine andere Geschichte, die mich jahrelang beschäftigt hat: Ich will erzählen, wie zwei Frauen in ein Café oder ein Lokal kommen und von den Leuten angestarrt werden. Von Zeit zu Zeit werde ich gefragt, das übliche: „Was arbeiten Sie denn gerade?“ Ich sage, ich arbeite an einer Geschichte, in der zwei Frauen durch die Tür in einen Raum eintreten und von den Leuten angestarrt werden. Manchmal bekam ich gar keine Antwort. Einmal sagte eine Frau: Ach, das ist doch keine Geschichte. Ich sagte: Das ist es doch. Literatur ist nicht das, was passiert, sondern das, was nicht passiert. Daß irgendein Nichts und Abernichts geschieht und du schilderst es. Das ist die Kunst... Na, eines Morgens wache ich auf, und die Geschichte ist fertig. Das ist mir noch nie passiert. Ich frühstückte und ging an die Maschine. Ich schämte mich fast, daß ich etwas schrieb, einfach, weil es in meinem Kopf Wort für Wort wie auswendig gelernt stand. Der Titel „Ein Sonntag im Krieg“. Der Krieg findet nicht statt, weil Sonntag ist und die Leute spazierengehen. Und sie erzählen sich was. Ursprünglich erzählten sie was von Theatergehen und von Max Reinhardt. Und da setzte dann doch meine beleidigte Selbstkritik ein. Ich dachte, ich muß doch wohl blöd sein. Die Geschichte begann nämlich mit einer Traumerzählung, und da wäre doch die Signalfigur nicht Max Reinhardt, sondern Sigmund Freud. So hab' ich dann doch korrigiert. Und es wurde anders als dieses wort-wörtliche Fertigsein eines Textes, mit dem ich buchstäblich aufwachte. Jedenfalls der Drehpunkt der Geschichte ist der Augenblick, da zwei Frauen in ein Eßlokal kommen und von den Leuten angestarrt werden. Ursprünglich habe ich mir das mit „Türaufgehen“ vorgestellt. Aber das war in dem, was in mir gewachsen ist, nicht drin. Die Sache spielte zu meiner Überraschung in einem Gartenrestaurant. Das ist ein Fall, wie eine Geschichte jahrelang braucht, bis sie vom ersten Plan endlich da ist. Zum Schluß ists nur noch ein Sprung. Es ist, als ob die Dinge sich von selbst wollen.

Gansberg: *Du recherchierst vorher genau, sammelst alle möglichen Zeitungsberichte oder Wissenschaften, und dann knallts in Produktivität um?*

Reinig: Nein, recherchieren ist ein anderer Beruf. Das sind die Journalisten, die Detektive. Wenn ich recherchiere, bekomme ich im besten Fall das heraus, was irgendwo passiert ist. Aber das darf ich als Dichterin gar nicht. Wehe mir! Wenn es allzu richtig ist, ist es tot. Es lebt daraus, das irgend etwas geheimnisvoll schiefgelaufen ist, was ich nicht schief laufen lassen wollte. Andererseits muß ich sehr vorsichtig sein. Die Dinge, die einen Selbstlauf haben, können auch so schief laufen, daß sie unbrauchbar sind. Letztendlich ist es meine Selbstkritik, meine Urteilskraft, die die Dinge aussteuern muß.

Gansberg: *Da könnte ich anschließen. Du hast in den sechziger Jahren, als du in die Bundesrepublik kamst, davon leben müssen, daß du Auftragsarbeiten machen mußt. Da gibt es doch sicher einen Unterschied zwischen Auftragsarbeit und notwendigen Texten, wozu ich Die Himmlische und die irdische Geometrie zähle?*

Reinig: Literatur machen ist entweder der leichteste oder der schwerste Beruf. Wenn ich gezwungen bin, Papier zu schwärzen, allein zu meinem Lebensunterhalt, dann ist das der bitterste Job, besser ist Steine karren. Was habe ich für Texte schreiben müssen, nur um „am Ball zu bleiben“, nur um nicht „weg vom Fenster“ zu sein. Als ich noch literarisch berufstätig war, da sagte ich im Januar zu meinem Kollegen: „Ich hab' meine Aufträge unter Dach und Fach, meine Kasse stimmt für dieses Jahr.“ Da sagte er: „Du Glückliche! Meine Kasse muß für zwei Jahre im voraus stimmen.“ Das ist Literatur als freiberufliche Tätigkeit. Aber wenn ich ein Manuskript schreibe wie *Die Himmlische und die irdische*

Geometrie, dann bin ich Tag und Nacht auf Hochtouren. Dann interessiert mich auch nicht die Kasse, die ja bei mir seit meinem Unfall sowieso nicht mehr stimmen kann.

Gansberg: *Wie war das mit der Hörspielproduktion? Hast du das gern geschrieben, oder, da es nun Geld brachte, war das Auftragsarbeit?'*

Reinig: Mein erstes Hörspiel war gar kein Hörspiel. Und mein letztes Hörspiel war schon mitten in ein Immer-kränker-Werden hineingeschrieben. Danach ging dann gar nichts mehr. Meine Hörspiele wurden von Jochen Schale beim Südfunk produziert. Das war ein gutes Arbeiten, und ich hatte Erfolg. Ich dachte, so würde es immer weitergehen. Es fing damit an, daß ich einen Text geschrieben hatte: „Kleine Chronik in der Osterwoche.“ Ich dachte nicht im Traum an Hörspiele. Es war einfach ein Dialog. Dann aber kam ich auf die Idee, dieser Dialog ist doch eigentlich ein Text, aus dem sich ein Hörspiel machen läßt. Ich wollte ihn in diesem Sinn umarbeiten. Da hieß es, nein, das bringen wir wörtlich, so wie du es geschrieben hast. Da bekam ich Lust, Hörspielautorin zu werden.

Gansberg: *War das der „Cholera“-Text?*

Reinig: Ja, die „Kleine Chronik in der Osterwoche“. Ich wollte da weitermachen. Ich kannte die Faszination des Radios aus meiner Zeit der Einsamkeit, ich begriff die Wichtigkeit von Hörspielen für Sehbehinderte. Ich hab' mir auch Theorien einfallen lassen. Diese Theorie zum Hörspiel hab' ich in meiner Dankesrede zum *Hörspielpreis der Blinden* vorgetragen. Aber dann war es plötzlich aus.

Gansberg: *Wie wars mit der Übersetzung von Marina Swetajewa? Der Band ist 1968 bei Wagenbach erschienen. War das auch eine Auftragsarbeit, oder hat es dir Spaß gemacht? Wolltest du das machen?*

Reinig: Es war eine Auftragsarbeit, und es hat mir keinen Spaß gemacht. Wagenbach wollte es haben, ich sagte, warum denn gerade ich? Er sagte: Du bist die einzige, die noch Reime schmieden kann. Ich sagte: Aber ich habe mein Russisch völlig verschwitzt. Er sagte: Wir helfen dir, du bekommst eine Prosaübersetzung. Darauf hab' ich mich aber nicht verlassen. Ich schaffte mir ein großes Wörterbuch an und habe jede einzelne Vokabel nachgeprüft; was sie sinngemäß hergibt. Diese Arbeit hat sich gelohnt. Denn die Slawisten haben uns mit Kritik eingedeckt. Dann konnte ich immer sagen: Hier im Wörterbuch stehts, das ist die Bedeutung. Ich habs getroffen. Ich hatte eine geheime Übersetzertradition, da ich in meiner Studentenzeit Puschkin-Verse übersetzte. Du mußt wissen, daß gewöhnlich aus der russischen Poesie nichts herüberzuretten ist. Du kannst als Deutsche nicht begreifen, warum die so für Puschkins Gedichte schwärmen. Das wollte ich wissen und habe auf eigene Faust einiges von Puschkin übertragen. Es ist nie veröffentlicht worden. Ich habs auch niemandem gezeigt. Aber ich war berauscht und habe versucht, diesen Rausch in meine deutschen Vokabeln rauschen zu lassen. Das war 1953/54. Marina übersetzte ich 1965. Ich tats für Wagenbach. Mir selbst bedeutete es nichts als Zeilenschinderei. Jeden Morgen aufstehen mit dem Gedanken: Du mußt an diese Arbeit. Frühstücken in dem Gedanken: Nach dem Frühstück gehts los. Dann krieg' ich einen Sauberkeitstuch und mach' meine Küche sauber. Aber spätestens um zehn sitz' ich am Schreibtisch. Und was tu ich? Ich gucke aus dem Fenster.

Gansberg: *Dein Widmungsgedicht ist ja etwas ambivalent.*

Reinig: Einerseits fühlte ich mich meiner Zeit beraubt, andererseits fühlte ich mich von Marina überfahren. Ich wurde mir selbst entfremdet. Das war für mich nicht gut, aber für Marina. Ich begriff,

daß da etwas Großes ist, und dem muß ich gerecht werden. Es war wie im Zoo. Ich gucke durch die Gitter, da sitzt ein Tiger. Ich seh' ihn nicht. Ich bin froh, daß das Gitter da ist. Aber irgendwie will ich den Tiger doch mitkriegen.

Gansberg: *Das war die Autorin?*

Reinig: Das war Marina, das war die russische Sprache, als ob ich durch eine Gardine blicke. Ich sehe es vor mir, aber ich kann nicht heran. Dann kam der Augenblick, wo ich mich selbst zerstört hätte, nur um die Gedichte einer anderen Dichterin hinzukriegen. Und dann mußte ich mich losreißen. Ich mußte wieder ich selbst werden. Und wie von den Franzosen aus gesehen die Deutschen etwas zu dick sind, so erschien ich mir selbst den Russen gegenüber als schlank, die Russen waren fett und hatten eine tiefende Seele. Das mißfiel meiner Ratio. Ich habe kürzlich eine Russin gefragt, ob sie mein Nachwort als kränkend empfinde. Sie verneinte. Das war damals meine Situation. Ich verabschiedete mich von Marina mit einem Tritt.

Gansberg: *Hast du gewußt, daß sie auch lesbische Gedichte und Prosatexte geschrieben hat?*

Reinig: Nein, davon bekam ich nichts mit.

Gansberg: *Es war also noch nicht...*

Reinig: Es war noch nicht „in“. Und ich hätts auch nicht verkraftet.

Gansberg: *Ich glaube, das Thema war noch nicht wieder aufgetaucht.*

Reinig: Doch es kam so langsam in die Gespräche, zum Beispiel der Film *Das Schweigen*. Da saß ich mitten in diesen Gesprächen und bekam einen roten Kopf.

Gansberg: *Du meinst den Bergmann-Film?*

Reinig: Ja, den Bergmann-Film, und dann kam der Bestseller *Die Clique*, und eine lesbische Randfigur dieses Romans war sogleich in aller Munde. Ich hätte mich am liebsten ins Mauselloch verkrochen. Ich hätte das Thema nicht darstellen können, weder als eigenes noch als das von Marina. Vielleicht, wenn ich gewußt hätte, daß Marina eine Lesbe war, hätte ich mich an die Gedichte gar nicht herangewagt. Ich hatte immer Angst. Das Thema „lesbisch“ war für mich einfach angstbesetzt.

Gansberg: *Du hättest Marinas lesbische Gedichte nicht übersetzt?*

Reinig: Ich hätte nicht den Mumm gehabt.

Gansberg: *Dann möchte ich noch mal zu der früheren Frage zurück, was dich produktiv macht. Ich hab den Eindruck, daß du sehr viel mit deinem Unbewußten kommunizierst und daß Träume und auch Alpträume eine wichtige Rolle spielen. Sie tauchen in vielen deiner Texte auf. Auch in der Frau im Brunnen oder etwa in einer Erzählung aus „Die Ewige Schule“.*

Reinig: Auch Gedichte. Ich habe nie eine Psychoanalyse gemacht. Aber Freuds *Traumdeutung* hab' ich gelesen. Es war wohl das einzige, was ich von Freud gelesen habe.

Gansberg: *Andere Freud-Texte kennst du nicht?*

Reinig: Überhaupt nicht. Doch! Mir fällt ein, daß ich seine Schriften über lesbische Frauen zu lesen versucht habe, aber ich bin nicht draus schlau geworden. Ich kenne die wissenschaftliche Analyse von Träumen nicht. Aber ich beobachte meine Träume, vielleicht ziehe ich ein ganz volkstümliches Zigeunertraumbuch zu Rate. Ich hab' auch das griechische Traumbuch von Artemidor. Ich versuche schon, mit Hilfe von Träumen über mich Klarheit zu gewinnen. Dann entsteht eine kritische Masse von Erlebtem und Geträumtem, Bewußtem und Unbewußtem. Dann denke ich: So ist das also. Das mach' ich!

Gansberg: *Ja, auch das „Unheimliche“, das eine große Rolle in deinen Texten spielt. Du hast in der Erzählung „Das Leben auf dem Land“ geschildert, wie du in dem Moment, als du auf den Einödhof kommst, irgendwie einen Druck auf dem Herzen hattest.*

Reinig: Zunächst einmal die wahre Geschichte. Den Einödhof gibts, und ich habe einige Zeit darin gewohnt. Ich weiß also, wovon ich rede. Die Pächterin dieses Einödhofs war eine sehr diesseitige Frau aus dem Gaststättengewerbe. Nichts von okkultistischem Interesse. Sie verkaufte ihre landwirtschaftlichen Produkte, und eine Geschäftsfrau aus einer nahen Stadt kam, um dort Milch zu kaufen. Ich kannte sie und telefonierte mit ihr. Ich sagte, hier so einsam und allein gehts mir gar nicht gut. Ich denk' immer, wenn ich mich umdrehe, seh' ich ein Gespenst. Sagt die Geschäftsfrau: „Hat doch die Effi recht gehabt! Sie hat immer gesagt: Du, ich kann hier unten durch die Dinge durchsehen.“ Das heißt, dieses Gefühl des Jenseitigen war nicht meine Einbildung, das hat eine Frau, die diesen Dingen fern stand, auch empfunden. Wenn ich damals ein Gespenst gesichtet hätte, wärs eine ganz gewöhnliche Gespenstergeschichte geworden. Aber es gab gar kein Gespenst. Daher wurde es eine Gespenstergeschichte ohne Gespenst. Ich kenne ja auch die dazugehörige literarische Tradition: Edgar Allen Poe, Stevenson, Baudelaire, Dickens, Swift. Aber heute bin ich zu behaglich, um mich diesen Dingen ganz hinzugeben. Die letztuntersten Greuel interessieren mich nicht mehr.

Beerlage: *Mir ist klar, daß Satire und Ironie bei dir eine besondere Bedeutung haben. Ich habe da einige Fragen zu dem Komplex der Begriffserklärung. Wie definierst du die Begriffe Satire und Ironie?*

Reinig: Die Satire ist eine römische Literaturform. Was in diesem Zusammenhang nicht zu erklären ist: daß die Römer die Griechen gehaßt haben. Dieser Kothurn, dieses Geschrei von dem Orest und dieses Getue von dem Agamemnon. Das war doch nichts, was einem Römer imponieren konnte. Aber die Kunstform, die Denkart, die Theorie, die mußten sie akzeptieren. Irgendwie waren die Griechen toll! Und die Satire ist der Gegenschlag der Römer gegen den griechischen Idealismus. Sie wollten sich selbst mit Haut und Haaren. Die ursprüngliche römische Satire ist scheinnaturalistisch. Der römische Satiriker mußte nicht die Angelegenheiten der gegenwärtigen Politik nach Lilliput verpflanzen, wie das Swift tun mußte, um sich die Haut zu retten und die schlimmen Dinge, die er zu vermelden hatte, überhaupt drucken zu dürfen. Die römische Satire ist unironisch, wörtlich zu nehmen und direkt. Aber hinzu kommt für den Satiriker der Reiz, mutig und aggressiv zu sein. So wie es Juvenal sagt: „Wem tut es weh, daß Achill gestorben ist? Aber wenn ich den Mund aufte, dann erzittert ihr und erbleicht. Ich tu euch weh.“ Heute gibt es keine Satire mehr ohne Ironie. Es gibt sogar Ironie ohne Satire. Ich nehme die Satire nicht leicht. Ich verwechsle sie nicht mit Ironie oder Humor. Satire ist die Messerschärfe, mit der ich meine Leser skalpiere. Ich verstehe unter Satire, daß du darunter leiden mußt. Aber Ironie ist etwas, das können wir gesprächsweise abtun, und wenn man uns beim Wort nimmt, sagen wir, wir hätten es gar nicht so gemeint.

Beerlage: *Du hast einmal gesagt: Wer nicht böse ist, wer nicht einen schwarzen Blick hat, könnte das nicht machen, was du machst. Ist dieser „Schwarze Blick“ aus deiner Biographie erwachsen oder bereitet er dir ein ästhetisches Wohlbefinden oder ein frauenpolitisches Vergnügen? Ich beziehe das jetzt auf deine Frauentexte.*

Reinig: Ein ästhetisches Vergnügen auf alle Fälle, denn wenn ich mich bei meinem Schreiben langweile, wie langweilen sich erst die Leserinnen? Das erste Kriterium ist, daß ich mich beim Schreiben nicht langweile. Vielleicht langweilen sich dann die Leserinnen, aber das ist ein anderes Problem. Dann die Bosheit. Ein böser Mensch hat viel Gelegenheit, vergnügt zu sein. Chesterton schildert einmal in einer Kriminalgeschichte einen Mann, der mutterseelenallein laut auflacht. Und sein Detektiv, Pater Brown, philosophiert, daß ein Mensch, der für sich allein lacht, entweder sehr gut oder sehr böse ist, entweder freut er sich mit seinem lieben Gott, oder er vergnügt sich mit dem Teufel. Das ist also das teuflische Lachen. Ich habe etwas ganz Böses ausgebrütet. Meine teuflischen Qualitäten bestehen darin, daß ich ein sehr böses Kind gewesen bin. Die Familiengeschichten meiner sadistischen Streiche sind Legion. Ich hab' dann später als braver Mensch gestaunt: Das soll ich gewesen sein? Ich hatte es vergessen. Ich war ein böses Kind.

Gansberg: *Hast du auf die anderen eingeschlagen oder warst du verbal böse?*

Reinig: Meine häufigste Bosheit war, daß ich mir von anderen Kindern was schenken ließ. Also ich klaute nicht, trotzdem zog ich bereichert ab, und die Erwachsenen begriffen nicht, warum die anderen Kinder, die ich hinter mir ließ, so bitterlich weinten. Manchmal machten die Erwachsenen Schwierigkeiten, sie wollten mir meine Beute abjagen. Na, dann brüllte ich und setzte mich zur Wehr. Und dann wollte ich immer Blut sehen. Es gab ein Spiel, mit dem die Erwachsenen mich auf die Palme brachten. Irgend so ein Opa oder Onkel, immer ein Macho, schrie laut auf: Oh, jetzt hab' ich mich geschnitten, ach, wie schrecklich fließt mein Blut. Ich kam angerannt und schrie: Wo! Wo! Und dann hielt der böse Onkel die Hand über seinen Kopf, ich hopste verzweifelt hoch, und alles lachte. Ich lachte natürlich nicht. Ich hatte wieder einen Grund zu plärren. Dann hab' ich alles verarbeitet, was an Informationen kam. Meine Großmutter schimpfte über meinen Großvater, sie nannte ihn hinter seinem Rücken einen Hund. Die nächste Mahlzeit war ein Hühnchen, und in der Mitte stand eine Schüssel zum Knochen reinwerfen. Ich stellte die Schüssel dem Großvater vor die Nase und sagte: „Die Knochen gehören dem Hund!“ Das waren Kleinkinderstreiche. Als ich Lehrling war, sagten meine Lehrkameradinnen oft: Du hast eine Art, einen zu kränken und zu verletzen, das ist schändlich! Und dann schämte ich mich. Einmal erlauschte ich, wie meine Mutter zu einem Familienmitglied sagte: Ich weiß, daß meine Tochter über Leichen geht, und sie wird auch über meine Leiche gehen. Da war ich vielleicht nicht älter als zwölf Jahre und hab' mich über diese Worte entsetzt. Ich prüfte mich ständig, daß ich ja niemandem etwas Böses tat. Da wurde ich zusätzlich auch noch eine Heuchlerin. Ich bin auf eine Art gebrochen worden, die ich selbst lange Zeit nicht begriff. Eines Tages war ich ein braves Kind, und das bin ich bis heute geblieben. Ohne dieses gewohnheitsmäßige Die-Schnauze-Halten hätte ich die Arbeiter-und-Bauernfakultät nicht lebend überstanden, ich war sowieso immer mit einem Bein im Keller. Mein Wahlspruch: Sei brav und verfolge deine Zwecke.

Gansberg: *Also verschlagen, hinterhältig?*

Reinig: In Bayern sagen sie: hinterfotzig. Ich kann auch hinterfotzig sein.

Gansberg: *Kam das nicht im Grunde aus einer Verletztheit, damit sie dir nicht auf den Kopf schlagen konnten, hast du ihnen gleich eins auf den Kopf gegeben.*

Reinig: Ich glaube nicht. Ich war im Grunde ein zartes Kind, ein trauriges Kind, ich war leicht verletzlich, ich habe viel geweint. Es genügte ein einziges böses Wort, ein böser Blick, um mich zu strafen. Es gibt Menschen, die kannst du in Fetzen und Fransen prügeln, du hast sie nicht gestraft, und sie tun das gleiche noch einmal und holen sich die gleichen Prügel. Bei mir genügte ein Blick und eine kleine Mißfallensäußerung. dann versuchte ich schon, mich zu korrigieren.

Gansberg: *Vielleicht sind begabte Kinder besonders sensibel und empfindlich.*

Reinig: Manchmal hatte ich gar keinen Grund, niemand hatte mir etwas getan, und ich dachte, warum bist du denn gekränkt, wer hat dir Böses getan? Niemand. Ich will damit sagen, daß meine Empfindlichkeit die Voraussetzung meiner Bosheit ist, nicht etwa durch Strafen entstanden. Weil ich empfindlich bin, weiß ich, wie ich treffen kann.

Gansberg: *Das brauchst du, um Kunst zu machen.*

Reinig: Es gibt diese Elefantengemüter, die können auf mir so schön herumtrampeln, und dann stellt sich heraus, sie taten es aus Versehen, sie können gar nicht böse sein.

Beerlage: *Du sagtest, als Schriftstellerin mußt du oft zynisch sein. Siehst du dich in diesem Zynismus als „Mahnerin in der Nacht“?*

Reinig: I wo! Es gibt das schöne Wort: „Einen Menschen, der sich schlafend stellt, den kannst du nicht wecken.“ Ich sage nur das, was die Leute, die nachts wachen, sowieso wissen. Und das Problem sind nicht die Schlafenden, es wäre ja grausam, sie aus ihrem glücklichen Zustand zu wecken. Das Problem sind die, die sich schlafend stellen. Warum tun sie das? Auf alle Fälle könnte ich sie nicht erreichen. Mit keinem Zynismus. Ich glaube, daß Zynismus in meinem Werk auch als menschliche Verhaltensweise etwas Spätes ist. Es gibt eine Selbstdurchschauung, die sich im Lauf der Zeit einstellt. Wenn ich denke, in wie vielen Gefährdungen ich mir einfach das Leben gerettet habe, dann fällt mir auch ein, daß ich das Notwendige tat, ohne allzuviel Kopfzerbrechen. Aber dann bekam ich diese doppelten Augen. Ich hab' das schon erzählt, wie ich in Büchern, die ich gut kenne, um die Ecke sehen kann und mehr sehe, als der Autor handlungsmäßig darstellen wollte. Dann habe ich viele Illusionen verloren. Zum Beispiel der große Dichter Rilke, heute sehe ich, wie seine Verse gekittet und geklittet sind. Aber seine Prosa ist gut. Früher oder später kommt jeder von selbst da an, wo Salomon war, als er sagte : „Alles ist eitel.“ Ein Zyniker wird nicht geboren. Zynisch wirst du mit der Zeit.

Beerlage: *Mich interessiert, ob du Reaktionen in Briefen und bei Lesungen auf diesen für Feministinnen so unfemininen Zynismus bekommst?*

Reinig: Die Frauen, die sich schlafend stellen, und die es ja auch in der Frauenbewegung gibt, schreiben mir keine Briefe. Aber sie versuchen, mich in Diskussionen reinzulegen. Da gebe ich ihnen die Antwort, die gerade hinpaßt, aber ich arbeite mich nicht ab. Schwieriger sind die Vorurteile, die die Frauen in Sachen Christa Reinig haben. Da gibt es die Meinung, Christa Reinig ist bissig. Meistens bin ich nicht bissig. Besonders in Gesprächen will ich unterhalten und nicht beißen. Wenn eine Frau auf die Idee kommt, daß ich so schlimm gar nicht bin, dann bin ich schon zufrieden. Ich denke aber, daß ich den Frauen mit meinen Texten viele Nüsse zu knacken gegeben habe. Allerdings, wenn ich aufgefordert werde, noch bissiger zu sein, noch böser zu sein...

Gansberg: *Mehr Morde?*

Reinig: Dann hängt mein Firmenzeichen schief.

Beerlage: *Du bestimmst die Frauenpolitik auch mit. Wie stehst du zu den Bildern, die Frauen sich von dir machen? Einerseits die Barrikadenautorin, andererseits die böse Zunge mit den dunklen Energien. Wie stehst du zu der Einschätzung, die doch auch Kinderladenfrauen, Mystik- und Magiefrauen von dir haben?*

Reinig: Politik ist Politik, und Frauenbewegung ist als erstes Politik. Mystik und Magie gibts in meinen Büchern jede Menge. Aber ich schätze sie als politische Handlungsweise nicht hoch ein. Ich bin mystisch gewesen, bevor ich in einem politischen Erwachungserlebnis mich als feministisch vorfand. Wenn ich mystisch sein will, bleibe ich auf meinem Meditationskissen sitzen. Meine magischen Kräfte hab' ich nie hoch eingeschätzt. Ich hab' manchmal den Eindruck, durch bloße Gedankenkraft einen Menschen gelenkt zu haben. Aber besser und sicherer ists doch durch die Tat. Mystik und Magie sind vielleicht eine Möglichkeit, von einer nicht zu bewältigenden Gegenwart wegzukommen. Das respektiere ich, aber das ist nicht Frauenpolitik. Das ist mein Problem mit den Texten „Der Wolf und die Witwen“, inwiefern kann ich hier etwas vermitteln? Inwiefern schade ich vielleicht der Frauenpolitik, die ja doch machbar sein muß. Feminismus ist machbar, Frau Nachbar. Das muß auch das Kriterium für mich selbst sein.

(...)

Aus Erkennen, was die Rettung ist. Christa Reinig im Gespräch mit Marie-Luise Gansberg und Mechthild Beerlage, Verlag Frauenoffensive, 1986